

Chronik der Gemeinde Dutenhofen von 1800 – 2013

Herausgegeben vom Ortsbeirat
Dutenhofen

Teil 3

Dutenhofen 2013

Einige wichtige Aufzeichnungen aus der alten Chronik von 1800 bis 1910 und aus anderen Chroniken und Quellen. *(aufgeschrieben von Karl Agel; mit Handzeichnungen von Karl Gumbel)*

1. Geschichtliche, militärische Ereignisse und Katastrophe
2. Kulturelle, soziale und wirtschaftliche Ereignisse und Einrichtungen
3. Die Schule
4. Kirche und Friedhof
5. Bahn und Post
6. Die Streitfrage um den Namen Dutenhofen (Siehe Ergänzung Nr. 14)
7. Einige Angaben über die Einwohnerzahl der Gemeinde
8. Die Gemeindevorsteher, bzw. Bürgermeister seit 1843
9. Vom Feuerlöschwesen zur Zeit unserer Väter.
10. Sitten und Gebräuche in unserem Dorfe im Wandel der Zeit.
11. Von den Beerdigungen in unserem Dorfe im Wandel der Zeit
12. Das Bauernhaus und die Arbeit seiner Bewohner um das Jahr 1900 und später
13. Eine Hochzeit in der Zeit der Jahrhundertwende bis 1914
14. Vom Namen und der Gründung unseres Dorfes
15. Gedächtnisblatt der Toten beim Übersetzen über die Lahn am 12. Juli 1871
16. Verzeichnis der Pfarrer in der Gemeinde Dutenhofen seit der Reformation
17. Die geschichte des „Seifengrabens“
18. Die katholische Kirche in Dutenhofen
19. Dem Andenken des verstorbenen Bürgermeisters Wilhelm Loh, dem Beigeordneten Anton Dotzauer, dem Verwaltungsangestellten Wilhelm Loh und dem Rektor Heinrich Sonneborn
20. Wie die Technik den heimatlichen landwirtschaftlichen Betrieb veränderte. (Wie Dutenhofen ein Schlepperdorf wurde.)
21. Dutenhofen erhält ein neues Löschfahrzeug
22. Einiges aus der Geschichte des „Rat- und Backhauses
23. Die Bestimmungsübergabe des Sportlerheimes
24. Die Wasserversorgung in unserer Gemeinde bis zum Jahre 1932
25. Die Generalüberholung der Lahnbrücke
26. Veränderungen auf der Bundesstrasse 49 (Wetzlar - Giessen)
27. Die Verleihung der Ehrenbezeichnung „Gemeindeältester“ an Herrn K a r l A g e l
28. Vom Steinbruch und dem Wälgerberg
29. Die Einweihung des Kinderspielplatzes
30. Dutenhofen jetzt ohne Dreschmaschine
31. Ein aussterbendes Handwerk
32. Von der Zeit der Bescheidenheit und der mühevollen Arbeit in die Zeit des übervollen Wohlstandes
33. Die Einweihung der S p o r t h a l l e
34. Von der Kirmes

In diesen Aufzeichnungen findet der Leser zahlreiche Handzeichnungen. Diese wurden von meinem Cousin, Herrn Karl Gumbel, wohnhaft in Dutenhofen, Grabenstrasse 17, angefertigt. Die Mutter von Herrn Gumbel war eine Schwester meiner Mutter. Eigenartig ist es, dass unsere Wiegen in einem Hause standen, nämlich in dem Eckhause auf der rechten Seite der Strasse, die von der Bahnhofstrasse unter dem Namen „Zum Seifengraben“ ihren Weg nimmt. Dasselbst wurde er am 24.6.1897 als Sohn der Eheleute Ludwig Gumbel und seiner Ehefrau Luise, geb. Müller geboren, während ich am 23.1.1898 daselbst das Licht der Welt erblickte. Bis zum Herbst 1904 lebten wir im grossväterlichen Hause zusammen. Nach seiner Schulentlassung im Jahre 1911 erlernte er den Beruf eines technischen

Zeichners, erweiterte sein Können durch den Besuch einer Fachschule und war zuletzt über 30 Jahre technischer Leiter bei der Fittingsfabrik Bänninger in Giessen. Als ich mit der Bitte an ihn herantrat, mir zu einigen geschichtlichen Artikeln der Chronik die dazu notwendigen Skizzen und Zeichnungen anzufertigen, war er dazu sofort bereit und hat hier wirklich fachmännische Arbeit geleistet. Ihm dafür zu danken, halte ich für meine Pflicht, und ich glaube, auch jeder Leser der Chronik wird dies tun. Ich hoffe, dass er auch weiterhin im gegebenen Falle an der bildlichen Ausgestaltung der Chronik noch mitwirken kann.

Gez. Karl Agel

1. Geschichtliche, militärische Ereignisse und Katastrophen.

Von den Ereignissen des Dreissigjährigen Krieges wird wenig berichtet. 1632 hatte der Schwedenkönig Gustav Adolf sein Lager in Wetzlar. Er liess das Schloss in Braunfels erobern. Das Lahntal bildete die Durchzugsstrasse der verschiedensten Truppen. 1646 zogen die Generale Wrangel und Königsmack durch dasselbe. In den Raubkriegen Ludwigs des XIV. 1672-75 u. 88 hausten die Franzosen in unserer Gegend und raubten und brandschatzten.

Im siebenjährigen Kriege litt die Gegend zwischen Wetzlar und Giessen sehr, denn das französische Heer lagerte bei Giessen, und das englische bei Altenberg. Der Herzog von Braunschweig hatte sein Standquartier bei Krofdorf. In der Nacht vom 12. auf 13. September 1797 fand ein Gefecht bei Dutenhofen statt, und anschliessend am 15.9. eine Schlacht bei Wetzlar.

In den Jahren 1806-07 hatte Dutenhofen sehr unter den Durchmärschen französischer Truppen zu leiden. Die durchziehenden Truppen brachten allerlei Krankheiten und Seuchen mit. So berichtet der Chronist, dass im Jahre 1800 60 Stück Grossvieh an Seuchen eingegangen seien. Die Truppenverpflegung im Jahre 1807 kostete die Gemeinde 821 Taler. 1809 durchzogen polnische Truppen die hiesige Gegend und bezogen auch Quartier in Dutenhofen. 1813 folgten russische Truppen, die der Gemeinde gewaltige Ausgaben aufbürdeten. Die Gemeinde hatte 3285 Taler aufzubringen. Eine durch diese Truppen eingeschleppte Seuche forderte in der Gemeinde 130 Stück Grossvieh. In demselben Jahre brach ein grosser Brand aus, dem 6 Häuser und 6 Scheunen zum Opfer fielen.

Die Jahre 1815 und 16 berichten wieder von grossen Truppendurchmärschen, welche die Gemeinde schwer belasteten. Die Aufbringung der Gelder für die Truppen, dazu die Einbussen, welche die Bewohner durch eigenmächtiges Wegnehmen von Vieh und Lebensmitteln hinnehmen mussten, sind insofern hart und bitter, weil der Chronist aus dem Jahre 1820 schreibt, dass die Bewohner von Dutenhofen auf keiner besonderen Stufe der Bildung gestanden hätten, sondern in ihrem Wesen einfach und schlicht waren und sich lediglich von Ackerbau und Viehzucht ernähren mussten. Es fehlten die Handwerker. Nebeneinnahmen hatten die Bürger durch den Flachsenbau und die Korbflechterei, denn die Weidenbüsche an der Lahn lieferten das Rohmaterial.

Das Jahr 1829 wird als ein trauriges Jahr bezeichnet, denn unaufhörliche Regengüsse, dazu Ueberschwemmungen an der Lahn, liessen die Ernte verfaulen.

Aus dem Jahre 1840 wird berichtet, dass an einem Augusttage, mittags um 3 Uhr sich der Himmel verfinsterte und sich ein heftiges Gewitter mit derartigem Hagelschlag entlud, dass die von den Dächern heruntergefallenen Eisstücke sich einen halben Tag hielten, bis sie schmolzen. Die Getreideernte hatte unter diesem Gewitter sehr gelitten. Das folgende Jahr 1841 war ein ausgesprochenes Dürrejahr, denn es hatte von Mai bis September nicht geregnet. Die Leute konnten kein Gemüse anpflanzen, und das Vieh musste abgeschlachtet werden. Ein gutes Spanferkel war für 6 Silbergroschen zu haben.

In dem Revolutionsjahr 1848 hat sich in Dutenhofen nichts Wesentliches ereignet. Wohl versuchten einige Revolutionäre von Giessen her die Leute hierselbst aufzustacheln, aber sie hatten keinen Erfolg und wurden aus dem Dorfe vertrieben.

Im Jahre 1850 hatte Dutenhofen sehr lange Einquartierung. Am 2.7. kamen 200 Mann vom Inf. Rgt. 13. Diese blieben 3 Monate da, und nach ihrem Abzuge kam eine Schwadron vom 13. Husarenregiment. Bis zum Monat Oktober war das Dorf nicht ohne Einquartierung. Dann kam nochmals Einquartierung, und zwar war es Landwehr, welche erst am 28.1. 1850 das Dorf verliessen.

Am 12.11.1850 war eine Pferdemusterung und am 13.11. musste sich die Landwehr I. Aufgebotes in Neuwied stellen.

Im Jahre 1854 kaufte die Gemeinde ihren Zehnten von der Herrschaft von Nassau ab, desgl. ihren Zehnten vom Geistlichen Stift und einen kleinen Zehnten von der Pastorei Grossen-Linden.

Aus dem Jahre 1866 wird berichtet, dass am 16. Juni die Division Bayer von morgens 6 -11 Uhr durch unser Dorf zog. Sie nahm Kurhessen ein. Vom 2.-5.7. lagen badische Truppen in Dutenhofen. Von der Gemeinde wurden im Jahre 1866 40 Mann eingezogen. Alle kehrten wieder zurück bis auf Ludwig Hinkelmann, der an Cholera in Passdorf in Böhmen starb.

Ueber den Krieg von 1870/71 enthält die Chronik keine Eintragungen. Doch wird von den Jahren 1870-71 an anderer Stelle berichtet, dass es im Jahre 1870 keinen Regen gab vom März bis Johanni. Es gab daher wenig Heu, und auch kein Futter für das Vieh. Im Frühjahr 1871 war es wieder so. Die Frauen mussten in die Wälder gehen und Futter rupfen für das Vieh. Vom Juni ab regnete es viel, und das Jahr bekam dennoch erntemässig einen guten Abschluss.

Der 12. Juli war für die Gemeinde ein trauriger Tag. Es war zur Zeit der Heuernte, als ein überbeladener Uebersetzkahn kenterte und alle Insassen in das Wasser fielen. 7 Frauen und Mädchen ertranken.

Im Jahre 1874 fiel am 4. Mai noch sehr viel Schnee. Im gleichen Jahre brannten bei Vorsteher Müller beginnend 3 Häuser, 4 Ställe und 4 Scheunen ab; Brandursache: Unvorsichtigkeit eines Enkels des Vorstehers.

Der Winter des Jahres 1891 war ein sehr strenger. Nach dem wochenlangen Frost setzte im Februar-März starker Regen ein, der Hochwasser zur Folge hatte. Die Eisschollen überfluteten die Lahnwiesen, wo sie wochenlang den Rasen bedeckten. Der Winter war so kalt, dass die Schneegänse hierselbst erschienen, und von den Jägern einige geschossen wurden.

Diesem kalten Winter 1891 folgte das Dürrejahr 1892, das aber in seiner zweiten Hälfte noch Regen brachte.

Schlimmer war es in Jahre 1893. Die Sommerfrucht ging erst im Juni auf. Die Heuernte ergab ein Drittel der normalen Ernte. Das Vieh musste mit Laub und Holzzweigen gefüttert werden. Für Streuzwecke genehmigte die Forstverwaltung ebenfalls die Entnahme von Laub.

In der Nacht vom 15-16 August des Jahres 1897 brannten die Scheunen des Bahnwärters Georg Agel und des Flurhüters Ludwig Loh beim Kirmesplatze ab.

Am 20 .6.1900 entlud sich über der Gemarkung ein schreckliches Gewitter mit Hagelschlag. Der angerichtete Schaden auf den Feldern wurde auf 15-20.000 M. geschätzt. Da die Schafräude unter der hiesigen Herde ausgebrochen war, wurde die gesamte Herde im Jahre 1905 abgeschlachtet.

2. Kulturelle, soziale und wirtschaftliche Ereignisse und Einrichtungen

Aus dem Jahre 1820 schreibt der Chronist:

Die Häuser des Dorfes sind überwiegend alt und unbequem eingerichtet. Die Dächer sind fast alle mit Stroh gedeckt. In den oberen Stockwerken haben die Häuser meistens kleine Fenster, der Fussboden ist ungedielt. Die Bewohner der Häuser achten wenig auf die Gesunderhaltung, denn die Reinlichkeit lässt zu wünschen übrig, und für gesunde Luft sorgt man auch nicht. Die Häuser an

der Giessener-Wetzlarerstrasse sind im allgemeinen freundlicher. Dies mag wohl daher kommen, dass man den durchziehenden Kaufleuten einen besseren Eindruck von dem Dorfe geben wollte. Um so schlechter aber waren die Häuser an der steilen Dorfstrasse und in den Nebengassen. Geklagt wird auch über den Zustand der Strassen, denn sie waren voller Löcher, und das Zugvieh war zu bedauern, das am Joch die schweren Lasten ziehen musste.

Zur Bekämpfung der Brände erwarb die Gemeinde im Jahre 1846 eine neue Feuerspritze, welche von einem Herrn Waldschmidt aus Wetzlar für 300 Taler geliefert wurde. In diesem Jahre wurde auch das Spritzenhaus links an der Einmündung der Bahnhofstrasse in die Bundesstrasse erbaut.

Im Jahre 1847 begann man mit der Schiffbarmachung der Lahn. Es erfolgte der Durchstich bei Balsersgärtchen. 1851-52 wurden die Lahndämme gebaut.

Im gleichen Jahre wurden Teile des Untersten und Münchholzhäuserweges chaussiert.

Im Jahre 1856 wurden die Brandweiher beim Backhaus, heute Kirchplatz, und an der Giessenerstrasse vergrössert.

1863 wurde die Brücke über den Welsbach erbaut.

Im Jahre 1867 wurde das neue Backhaus mit 2 Oefen und dem Gemeinderatssaale erbaut. Die Arbeiten wurden von dem Baumeister Mayer aus Wetzlar ausgeführt.

Im Jahre 1878 wurde der Kriegerverein von Dutenhofen gegründet, und im Jahre 1878 wurde die Gemarkung neu vermessen.

Bisher waren alle Registrierungen beim Standesamt in Krofdorf eingetragen. Man strebte an, den weitab von Krofdorf gelegenen Gemeinden ein näheres Standesamt zu errichten und brachte die Gemeinde Dorlar in Vorschlag. Da sich jedoch keine schreibgewandten Personen in Dorlar befanden, wurde erst am 1.10.1884 das Standesamt in Dorlar eingerichtet, zu dem fortan auch die Gemeinde Dutenhofen gehörte. Im Jahre 1919 bekam Dutenhofen ein eigenes Standesamt.

Im Jahre 1885 pachtete die Fa. Klingspor von Giessen in Dutenhofen ein Haus, um darin Zigarren anzufertigen. Noch in demselben Jahre wurde von der Firma ein Neubau errichtet, in welchem 38 Arbeiter, bezw. Arbeiterinnen in der Zigarrenindustrie tätig waren.

Im Jahre 1890 liess die Gemeinde 14 Strassenlampen anbringen, welche 277 M kosteten. Das Anzünden und Löschen der Lampen wurde durch den Ortsdiener Herrn Friedrich Bandel und den Nachtwächter, Herrn Ludwig Loh, vorgenommen.

Der Haushaltsplan der Gemeinde schloss im Jahre 1880 mit 8076,43 M in Einnahme und Ausgabe ab.

In Jahre 1892 schaffte die Gemeinde eine Viehwaage zum Preise von 176 M an, welche im alten Backhaus beim Friedhofe aufgestellt wurde.

Im Jahre 1894 wurde der Bau der Lahnbrücke beschlossen. Mit den Arbeiten wurde im April 1895 begonnen, im November gleichen Jahres war die Brücke bis auf die Wegerampen fertig. Die Bauleitung hatte Herr Baurat Witte, die Maurerarbeiten wurden ausgeführt von der Fa. J. G. Müller aus Atzbach. Am 29.6.1896 wurde die Brücke feierlich eingeweiht, wo auch der Toten vom Fährunglück 1871 ehrend gedacht wurde, indem man ihre Gräber schmückte. Die Brücke kostete 32 911 M. und wurde von der Gemeinde Dutenhofen allein bezahlt.

Im Jahre 1897 wurde die neue Pfarrscheune gebaut.

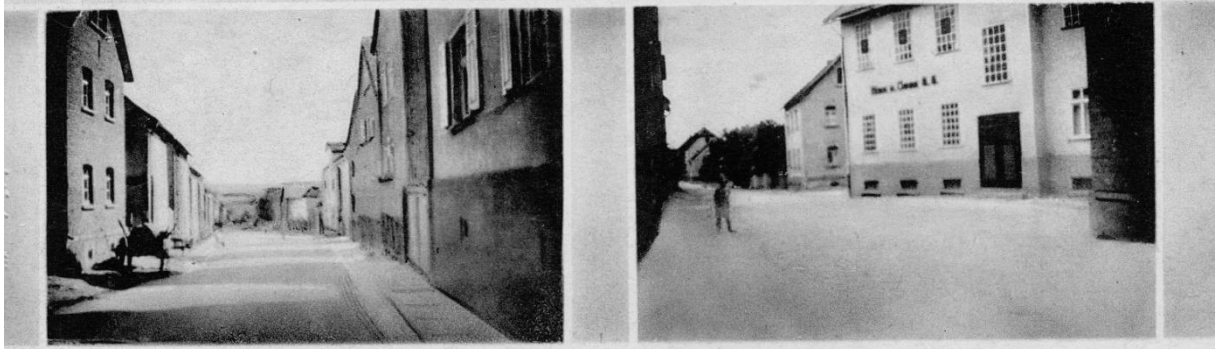
(Einige Ansichten von Dutenhofen im Wandel der Zeit)







Gruß aus Dutenhofen (Kr. Wetzlar)





Pfarrhaus



Rathaus m. Kirche u. Linde

Dutenhofen Krs. WETZLAR.





3. Schule

Die 1. Schule der Gemeinde Dutenhofen wurde sicherlich nach dem Jahre 1717 (Erlass des Königs Friedrich Wilhelm III) erbaut und stand an derselben Stelle, wo heute auch noch die sogenannte alte Schule (Haus der verst. Eheleute Ludwig Müller, Giessenerstr. Nr: 5) steht. Da diese einklassige Schule zu klein geworden war, wurde sie im Jahre 1838 abgebrochen. Der Vater des späteren Gemeindevorstehers und Postagenten Ludwig Loh erwarb das Holz dieses Baues und erbaute damit sein Haus in der Bahnhofstrasse Nr: 13, früher Nr: 198 - „Alte Poste“ genannt. An der Abbruchstelle gegenüber der Kirche, wo die alte Schule gestanden hatte, wurde im Jahre 1838 mit dem Bau der zweiklassigen Schule begonnen und im Jahre 1839 vollendet. Das Baumaterial wurde im Frondienst herbeigeschafft, und die Bauarbeiten wurden von dem Baumeister Amend aus Rechtenbach ausgeführt. Der Kostenpunkt des Neubaues betrug 1700 Taler. Im Jahre 1876 wurde die Fortbildungsschule für Jugendliche, d.h. solche, die aus der Volksschule entlassen waren, eingeführt und wurde im ersten Jahre von 11 Schülern besucht. Im Jahre 1886 wurden die beiden Schulsäle neu hergerichtet, was die Gemeinde 862 M. kostete.

Von den ersten Lehrern ist aus der Gemeindechronik nichts zu entnehmen, vielleicht sind diesbezüglich Eintragungen in der Schulchronik enthalten. Im Jahre 1863 kam Herr Lehrer Karl Eberhardt von Steeg/Rhein bei Bacharach nach Dutenhofen und wirkte hierselbst 45 Jahre in Treue und Ehren. Am 1.10.1908 trat er in den wohlverdienten Ruhestand und erhielt von der Gemeinde in Anerkennung und Würdigung seiner treuen Arbeit eine goldene Uhr geschenkt. Mit ihm zusammen wirkte jahrzehntelang der Lehrer Balthasar Schieferstein, der wenige Jahre früher in den Ruhestand trat. Beide verband in den langen Jahren ihres Zusammenwirkens ein herzliches, harmonisches Freundschaftsverhältnis.



(Schulbild aus der Zeit um 1895; Herr Lehrer Eberhard, links, Herr Pfarrer Geibel, in der Mitte, Herr Lehrer Schieferstein, rechts)

Im Jahre 1897 wurde die Lehrerbesoldung neu geregelt, und es betrug das Anfangsgehalt 1050 M. Dazu kam nach je 3 Dienstjahren eine Alterszulage von 140 M. Das Höchstgehalt betrug 2310 Mark jährlich.

Am 1.8.1904 wurde die 3. Lehrerstelle in Dutenhofen eingerichtet und von Herrn Lehrer Wiegandt besetzt. Im Jahre 1908 tauschte Herr Lehrer Wiegandt mit Herrn Lehrer Wilhelm Hamel, der von Andernach nach hier kam.

Im Jahre 1907 verlangte die Regierung den Neubau einer Schule. Die Verhandlungen über den Platz-erwerb zogen sich einige Jahre hin, da die Eigentümer der in Frage kommenden Grundstücke in den Wingärten zu hohe Preise forderten. (8-9 M. für 1 qm). Im Jahre 1911 wurde mit dem Neubau begonnen, und im Herbst 1912 wurde die damals stolze 4 = klassige Schule eingeweiht. Die Baukosten, sowie die Anschaffung der Möbel und der Bau der Lehrerdienstwohnungen betragen 64 000 Dm. Da die Zahl der Schulkinder seit dem Jahre 1945 so hoch gestiegen war, dass Schichtunterricht eingeführt werden musste, war die Gemeinde gezwungen, im Jahre 1955 den Anbau von 3 Schulsälen durchzuführen.

4. Kirche und Friedhof

Die Kirche in Dutenhofen wurde im Jahre 1653 erbaut. Der Chronist schreibt aus dem Jahre 1826, dass die Kirche alt, düster und mit geschmacklosen Bildern ausgestattet sei. In demselben Jahre kaufte die Gemeinde von der Gemeinde Oberkleen eine gebrauchte Orgel mit wenigen Registern. Doch war ihr Klang so stark, dass er in dem kleinen Raume gehört wurde.

Bis zum Jahre 1884 wurden die Toten der Gemeinde auf dem Friedhofe um die Kirche beigesetzt. In diesem Jahre wurde ein neuer Friedhof im Zielhaus erworben, und zwar wurden für die Grundstücke 1350 M. und für die Einfassung 365 M. bezahlt. Im Jahre 1895 wurde der erste Totengräber angestellt und erhielt für ein Grab 2,50 M. Bei der Zusammenlegung im Jahre 1915 wurde der Friedhof beträchtlich erweitert, jedoch muss heute schon nach 40-jähriger Ruhezeit eine Neubelegung vorgenommen werden.

Die Bevölkerungszunahme der Gemeinde machte einen Erweiterungsbau der Kirche notwendig. Am 13.8.1905 wurde der Grundstein dazu gelegt. Herr Pfarrer Geibel hat sich um die Finanzierung dieses Erweiterungsbaues grosse Verdienste erworben, denn es gelang ihm, fast 20 000 M. an Kollekten und Spenden herbeizuschaffen. Die Gemeinde erklärte sich bereit, 10 000 M. für den Bau beizusteuern. Der Kostenvoranschlag war mit 28 000 M. angegeben. Am 12.9.1906 wurde die Kirche eingeweiht. Bei der Einweihungsfeier liess auch die neue Orgel zum erstenmal ihre Stimme erklingen. Im Jahre 1953 führte die Kirchengemeinde eine 300-Jahrfeier der Kirche durch, worüber in dieser Chronik im Jahre 1953 berichtet wird.

Folgende Pfarrer haben im letzten Jahrhundert hieselbst gewirkt:

Im Jahre 1833 kam Herr Pfarrer Gottfried Höhne nach Dutenhofen. Er stammte aus Altenkirchen und starb hieselbst im Jahre 1867. Im letzten Drittel seiner Amtszeit war er Superintendent.

Im Jahre 1868 kam Herr Pfarrer Engels aus Waldlaubersheim bei Kreuznach nach Dutenhofen. 1884 trat er in den Ruhestand. Sein Nachfolger wurde Herr Pfarrer Geibel, der am 1.3.1885 von Krumbach, Kreis Biedenkopf, nach hier kam. Er war ein Sohn des Pfarrers Geibel in Krofdorf. Im August 1919 starb er ganz plötzlich.

Sein Nachfolger war Herr Pfarrer Przygode, der ehemals Militärpfarrer gewesen war und von Trier kam.

Nach dessen Weggang nach Magdeburg 1926 kam Herr Pfarrer Lic. Friedrich Müller, ehemals Marinpfarrer, nach hier. Er trat 1937 in den Ruhestand und verzog nach Giessen.

Sein Nachfolger wurde Herr Pfarrer Wetklo, der vorher lange in Amerika gewesen war.

Im Jahre 1940 ging Herr Pfarrer Wetklo wieder nach Amerika, jedoch war die Pfarrstelle noch ihm, und Herr Pfarrer Helm war sein Vertreter.

Im Jahre 1946 wurde nun endlich die Pfarrstelle wieder planmässig besetzt durch Herrn Pfarrer Rudi Weber, der vorerst in Wetzlar tätig war.

5. Bahn und Post

Im August des Jahres 1860 wurde mit dem Bau der Köln-Mindener Eisenbahn begonnen. Die Erdmassen zur Aufschüttung des Bahndammes wurden vom Kronberg, wo heute die Villa Pascoe steht, mit Kippkarren herbeigeschafft. Der Tagelohn der Arbeiter betrug 1 Taler. Für das benötigte Land wurden für die Magdeburger Rute 4-5 Taler gezahlt. Die Unternehmer Gottlieb Hofmann aus Breslau und Heinrich Ziegenhirt, dessen Wohnsitz nicht bekannt ist, führten die Arbeiten aus. Am 28.11. 1861 fuhr die erste Lokomotive das restliche Material herbei.

Im Jahre 1885 wurde die Haltestelle an der Köln-Mindener Bahn in Dutenhofen errichtet. Die Kosten für die Gemeinde betragen 1566,24 M. Die Güterladestelle der Gemeinde Dutenhofen wurde im Jahre 1904 errichtet. Der Landerwerb erforderte 5 000 M. welche die Gemeinde zu zahlen hatte, ausserdem waren die übrigen Kosten auf 15 000 M. festgesetzt, welche die Gemeinde ebenfalls gemäss Vertrag mit der Eisenbahndirektion zu zahlen hatte.

Am 1.7.1892 wurde im Hause des Ludwig Loh, damals Gemeindevorsteher, in der Bahnhofstrasse früher Nr: 198 eine Postagentur eröffnet.

Am 16.4.1893 erhielt die hiesige Poststelle die erste Telephonverbindung, und der Postagent führte als erstes Gespräch eine Unterredung mit dem Amtsbürgermeister in Krofdorf.

6. Die Streitfrage über den Namen Dutenhofen

Die erste Erwähnung des Namens Dutenhofen findet sich in einer Urkunde aus dem Jahre 1150 des Erzbischofs von Trier, wo das Wort *D o d e n h o v e n* erwähnt wird. Ueber die Ableitung des Namens gehen nun die Meinungen auseinander. Herr Pfarrer Schieferstein, ein Sohn des ehemaligen Hauptlehrers Schieferstein, als Heimatforscher bekannt, konnte hier auch keine Klarheit schaffen.

Die erste Meinung über die Herkunft des Namens Dutenhofen geht dahin, dass die Ortsbezeichnung von dem Gehöft eines reichen Freien mit Namen *D u d o* herkommen soll.

Demgegenüber steht die Auffassung, dass der Name Dutenhofen von *Durehowe* = Totenhof, dem gemeinschaftlichen Begräbnisplatz der Toten aus dem Hüttenberg seinen Ursprung habe. Tatsächlich wurden auf dem heutigen Köppel einstmals Grabsteine gefunden auf den ausser dem Familiennamen auch die Ortsnamen *Hochelheim* und *Hörnsheim* erwähnt sind. Wer nun recht hat, wird nicht mehr festzustellen sein.

In einer Urkunde wird erwähnt, dass sich in Dutenhofen einstmals grosse Gehöfte befunden haben, denn in den Jahren 1555-1592, 1596 und 1598 wurden in Dutenhofen die Synoden des Hüttenberges abgehalten, welche oft 3 bis 4 Tage dauerten, und für die Teilnehmer musste doch im Ort für Unterkunft gesorgt werden.

7. Einige Angaben über die Einwohnerzahl der Gemeinde

1660	54 Häuser, 260 Einwohner, dazu kommen 15 männliche und 21 leibeigene weibliche Bewohner, 21 Bauern mit je 1 Pferd und 5 Bauern mit je 3 Pferden
1844	110 Wohnhäuser

1875	142 Häuser – 136 Haushaltungen – 746 Einwohner, davon 369 männliche u. 377 weibliche
1880	140 Wohnhäuser, 144 Haushaltungen, 788 Einwohner
1882	144 Haushaltungen, 794 Einwohner, 136 landwirtschaftliche Betriebe, 8 Gewerbetreibende
1885	148 bewohnte Häuser, 1 nichtbewohntes Haus, 847 Einwohner
1895	167 Haushaltungen, 949 Einwohner
1900	1000 Einwohner, davon 483 männlich u. 517 weiblich, 181 Gehöfte, 644 Stück Rindvieh, 200 Schafe, 327 Schweine, 69 Ziegen, 7781 Obstbäume
1904	1056 Einwohner
1905	1102 Einwohner
1907	1151 Einwohner
1939	1536 Einwohner
1947	2176 Einwohner
1953	2460 Einwohner
1966	2566 Einwohner
1990*	2668 Einwohner
2000*	2907 Einwohner
2010*	3080 Einwohner

(*Anmerkung: Diese Daten sind im Januar 2013 eingefügt worden)

8. Die Gemeindevorsteher, bzw. Bürgermeister seit 1843

1. Georg Müller von 1843 - 1878
2. Ludwig Loh von 1878 - 1897
3. Ludwig Hells von 1897 - 1910
4. Georg Hepp von 1910 - 1919
5. Karl A gel von 1919 – 1934
6. Heinrich Gerlach von 4.5.1934 – Mai 1945
7. Heinrich Weber von Mai 45 – 31.3.1946
8. Ludwig Müller von 1.4.46 – 30.6.52
9. Wilhelm Loh von 1.7.52 – 3.4.1966
- 10.* Werner Bürger vom 1.7.1966 – 30.06.1977
- 11.* Kurt Weller vom 07.06.1977 – 31.07.1979 (Bezirksvorsteher, z.Zt. der Stadt Lahn)
- 12.* Ulrich Loh vom 6.11.1979 - (Ortsvorsteher)

(*Anmerkung: Diese Daten sind im Januar 2013 eingefügt worden)

9. Auszug aus einem Artikel, den ich der Freiwilligen Feuerwehr von Dutenhofen anlässlich ihres 25-jährigen Jubiläums im Jahre 1958 schrieb

Auch in unserer Gemeinde begann man frühzeitig damit, etwas zu tun, um im Falle eines Brandes dessen Bekämpfung mit Erfolg durchzuführen. Des Feuers Todfeind ist das Wasser. Also ging man daran, in dem Dorfe Wasser zu speichern für den Fall eines Brandes. Es wurden die sogenannten Brandweiher angelegt, von denen es in unserem Dorfe vier gab. Der grösste von ihnen war im Zentrum des Dorfes bei der Kirche, und zwar an dem Kirchvorplatz, wo heute die Linde steht. Er hiess kurzum "die Wehr". Dieser Name deutet wohl schon auf seine Bestimmung hin, denn sein Wasserinhalt sollte zur Bekämpfung eines Brandes dienen. Der Weiher war mit einer Mauer vorschriftsmässig eingefasst und hatte nur einen stufenförmigen Zugang. Gespeist wurde er vermutlich von einer Quelle und vom Zufluss des Regenwassers, denn ich kann mich noch gut entsinnen, dass er immer einen guten Wasserstand hatte. Die Nachbarn wuschen im Herbst darin die Früchte des Feldes und die Kartoffelsäcke, auch die Zuber, und besonders dankbar waren die Gänse, denn sie hatten hier einen schönen Tummelplatz. Vor Weihnachten wurden die Gänse vorsätzlich dorthin getrieben, damit sie ihr Gefieder reinigen sollten, denn die Zeit der Weihnachtsgänse für die Städter war nahe. War die "Wehr" zugefroren, hatten auch die Kinder hier einen kleinen Tummelplatz auf dem Eise.

Die übrigen 3 Brandweiher waren im Dorfe verteilt. So war ein kleiner Teich vor dem Hause der Gebrüder Müller, das jetzt der Bäckermeister Karl Engel erworben hat, und einer im Pfarrgarten im Unterdorf, kurzweg nach "Leiers Schlammkaut" genannt, weil man das Haus daneben Leiers nannte, und die Dorfrinne beim Regen den Teich fortwährend verschlammte. Der 4. Weiher war in der Garbenheimerstrasse. Die drei letztgenannten Weiher wurden nach und nach zugeschüttet, weil der Wasserinhalt im Sommer roch, und Millionen von Mücken und s.w. im Sommer dort ihre Brutstätten hatten. Als letzter wurde kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges die "Wehr" zugeworfen. Im Jahre 1846 erwarb die Gemeinde eine neue Feuerspritze, und alljährlich, am sogenannten 3. Ostertag wurde die Spritze auf ihre Brauchbarkeit "probiert". Im Spritzenhaus wurden Spritze und Wassereimer sowie Schläuche aufbewahrt. Die Feuerhaken zum Einreissen und die Steigleitern waren im Leiterhause untergebracht, von dem ich an anderer Stelle schon berichtet habe. Heute hat die Gemeinde eine moderne Motorspritze und ein Feuerwehrgerätehaus. Eine freiwillige Feuerwehr hat es sich zur Aufgabe gemacht, dem Nächsten im Falle eines Brandes mit allen Kräften und Mitteln zu helfen.

10. Einiges von Sitten und Gebräuchen in unserem Dorfe im Wandel der Zeit

Wir leben heute in einer Zeit des Fortschrittes und Forschens auf allen Gebieten, und jede Zeitepoche drückt auch den Menschen ihren Stempel auf. Wohl keine andere Zeitspanne als die nach dem Ende des 2. Weltkrieges bis heute hat auf technischem Gebiet so Umwälzendes und Neues gebracht, dass wir Menschen uns in eine moderne, technisch hochentwickelte Welt versetzt fühlen. Dass mit dieser fortschreitenden Entwicklung aber auch manche Sitte und mancher Brauch ins Grab gesunken sind, oder sich nur noch matte Spuren davon erhalten haben, muss auch festgestellt werden. Ganz besonders hat der Ausbruch des 1. Weltkrieges (2. August 1914 erster Mobilmachungstag) und dessen Ende (9.11.1918) unter vieles einen Schlusstrich für immer gezogen, und unsere jetzige Generation weiss schon heute von vielem nichts mehr, was einst an Sitten und Gebräuchen in unserem dörflichen Gemeinwesen strenge Beachtung fand. Deshalb möchte ich für spätere Geschlechter da einiges niederschreiben, was ich als Kind noch selber erlebt habe.

1. Von der Kindtaufe:

Wurde früher (bis etwa 1918) ein Kind getauft, so trugen die beiden männlichen Taufpaten am Rock ein Sträusschen (präparierte Blumen mit buntem Band), welches ihnen am Abend vorher von den weiblichen Taufpaten überbracht wurde. Diese wiederum schmückten ihr Haupt mit einem Kränzchen aus Perlen und gestickten Bändern. Da in dieser Zeit die Burschen und Mädchen des gleichen Jahrganges sich sonntags gemeinsam im Wirtshaus einfanden, musste der männliche Taufpate für seine Alterskameraden und Kameradinnen ein Fässchen Bier spenden, was für ihn eine Ausgabe von 12 -15, je nach der Literzahl des Fassinhaltes, mal 24 Pfg bedeutete, denn 1 Liter Bier kostete damals 24 Pfg.

2 . Silvesterbrauch:

Am Silvestermittag, wenn die Glocken das "Neue Jahr" einläuteten, ging fast aus jedem Hause eine Person in den Garten und band um die besten Bäume, etwa in Brusthöhe, eine Strohwitte. Diese Strohwitte sollte symbolisch wohl nichts anderes zum Ausdruck bringen, dass der strenge Winter den Baum, bzw. dessen Stamm, nicht zum Aufplatzen bringen möchte, damit er im kommenden Jahr wieder reichlich Früchte tragen könnte. Wie auch heute noch, holten sich die Kinder am Neujahrstage beim Petter und bei der Goll ihr Neujährchen. Nur besteht zwischen dem Neujahrsgeschenk von heute und damals ein grosser Unterschied. Damals gab es vom Paten oder der Patin 50 Pfg und 3 bis 4 Zuckerplätzchen und ebensoviel Nüsse. Und heute?

3 . Von den Spinnstuben:

Bis zu den Jahren 1923-24 hat sich noch die jahrzehntelange Sitte der Spinnstuben erhalten. Vom 1. Advent an bis zur Fastnacht trafen sich die Burschen und Mädchen der gleichen Jahrgänge zweimal wöchentlich abends in abwechselnder Folge in den Häusern der Mädchen. Die Mädchen strickten, und die Burschen sorgten für die Unterhaltung. Je nach der Lage der Finanzen bei den Burschen oder etwa besonders vorgekommenen Ereignissen sorgten sie auch für Getränke. Die Mädchen tranken mit Vorliebe "Süssen Schnaps", ein Liter für 80 Pfg. und die Burschen brachten ein Fässchen Bier zur Strecke. In diesen Spinnstuben wurden die alten Heimat- und Liebeslieder gesungen, von denen Text und Melodie mündlich von Generation auf Generation übernommen wurde. In der Fastnachtswoche trafen sich die Mädchen auch schon nachmittags im Spinnstubenhaus, und am Abend gab es vorzügliche Eierkuchen mit Wurst und Speck. Die Burschen hatten für das gewünschte Getränk zu sorgen. Wenn man bedenkt, dass ein Bursche bei guter häuslicher Führung sonntags 1,50 - 2,00 M. Zehrgeld erhielt, womit er die ganze Woche auskommen musste, hiess es für die Burschen auf der ganzen Linie kurzgetreten.

4. Musterungen:

Anfang März waren alljährlich die Musterungen der 20-jährigen, welche im Herbst zum Militär einrücken mussten. Diese Musterungen fanden in Wetzlar statt, und dieser Tag war für die Dorfbuben genau so wichtig wie für die "Zugborsch", denn so nannte man die Burschen, welche zur Musterung mussten. Wenn dann die Zugborsch gegen 3 Uhr mittags mit dem Zuge von Wetzlar kamen, umlagerten die Buben schon den Bahnhofsvorplatz. Die Zugborsch hatten allerlei Gebäck, und vor allen Dingen viel Zuckersteine mitgebracht. Mit bunten Bändern am Hute und um die Brust geschmückt, zogen dann die Burschen singend durchs Dorf. Auf den Bändern stand die Waffengattung, zu der sie ausgehoben waren. Bei diesem Umgang durchs Dorf, bei dem sie bei Verwandten und Bekannten kurze Einkehr hielten, machten sie sich die Freude, ab und zu eine Handvoll Zuckersteine den sie begleitenden Buben über die Köpfe zu werfen. Nun ging natürlich bei diesen die Rauferei los, denn jeder wollte die meisten vom Boden aufheben. Obwohl diese Zuckersteine ab und zu etwas vom Strassenschmutz mitbekamen, tat das ihrem Geschmack keinen Abbruch. Das mitgebrachte Gebäck, welches in ein grosses, buntes Taschentuch gebunden war, war den Eltern, Tanten oder gar dem Liebchen zgedacht. Den männlichen Verwandten, also den Onkels und Taufpaten, wurde eine Kostprobe aus dem "Pud-del", heute würde man sagen, Feldflasche, gereicht. Jeder wollte den besten Schnaps präsentieren. In der Gastwirtschaft, in welcher der betreffende Jahrgang sein Standquartier hatte, wurde der Musterungstag beendet.

Kam der Herbst, und die Gezogenen mussten zu ihren Truppenteilen einrücken, dann gingen sie am Tage vor dem Einrücken "abschiednehmend" in jedes Haus des Dorfes, verabschiedeten sich und erhielten dabei eine Geldspende, deren Höhe von der wirtschaftlichen Lage der Familie oder des Verwandtschaftsverhältnisses abhängig war. Diese Geldbeschenkung kam allen Dienenden sehr zugute, denn manche von ihnen hatten während der Dienstzeit von zu Hause wenig oder gar keine geldlichen Zuschüsse zu erwarten, und mit dem Sold von 2,20 M. pro Dekate, d.h. alle 10 Tage, konnte man keine grossen Sprünge machen.

5. Ostereierholen:

Die Osterzeit war für die Kinder von jeher und ist es auch heute noch eine schöne und frohe Zeit. So holten sie schon vor Jahrzehnten beim Petter und bei der Goll ihren Osterhas. Jedoch wurde der Osterhas nicht so ohne weiteres ausgehändigt, sondern die Kinder mussten im Stall, Scheune oder Garten vorher Osternester bauen und dann aus einem versteckten Raume rufen:

Hoas, Hoas, Herikopp, leg mer doch e Ahche,
Hoas , Hoas, huh, leg ins Struh
leg ins Krommet, leg mer honnert Aherche !

Nach Beendigung des Rufens fanden dann die Kinder in den Nestern die Eier, die von irgendeiner Person dahinein gelegt worden waren. Heute gibt es ausser den Eiern zusätzlich noch Süssigkeiten in Form von Schokoladeneiern und Hasen.

Wie vor Jahrzehnten gehen auch heute noch am 3. Ostertage die Burschen mit grossen, heugepolsterten Körben, die sie an einer Stange tragen, in die Häuser der Mädchen ihres Jahrganges und rufen in kräftiger Weise nach demselben Verse wie die Kinder auch dem Osterhasen. Hat derselbe dann seine Eier gelegt, so werden die Mädchen dann zum Danke zum Eierkuchenessen im Gasthause eingeladen.

6. Von der Kirmes:

Die Kirmes wird wohl heute noch so gefeiert, wie dies vor Jahrzehnten auch der Fall war. Der festgelegte Sonntag ist der 1. Sonntag im September. Einige Sonntage vorher werden die Kirmesburschen gewählt, welche die notwendigen Vorbereitungsarbeiten zu übernehmen haben. Am Sonntag vor der Kirmes werden die Mädchen versteigert. Der Bursche, der am meisten für ein Mädchen zahlt, darf die Kirmes mit einem Ehrentanz eröffnen. Am Sonntag findet dann ein Umzug statt, bei welchem dem Herrn Bürgermeister und anderen verdienten Bürgern durch die Blaskapelle ein Ständchen gebracht wird. Der Nachmittag und Abend ist mit Tanz ausgefüllt. Vergnügungsstände aller Art, oft auch ein Karussell, sind auch vorhanden. Am Kirmesmontag ist der traditionelle Frühschoppen, an welchem nur Burschen und Männer teilnehmen. Meistens wird am Montag nochmals ein Umzug gemacht, und anschliessend ist dann wieder Tanz bis zum Ende der Kirmesfeier. Für Speisen haben die Wirte reichlich gesorgt. Ein mächtiger Kirmesbaum, geschmückt mit einem Kranz und bunten Bändern, aufgestellt an den Giebeln der Gasthäuser, kündet weithin die Kirmesveranstaltung an.

7 . Pfädchenstreuen:

Wenn man früher Ende September morgens durch die Dorfstrassen ging, sah man oft Pfädchen gestreut. Als Streumaterial hatte man Zwetschensteine benutzt. Meistens sollten diese Pfädchen eine Verbindung zweier Häuser anzeigen, in denen junge Menschen wohnten, die sich in Liebe zugetan waren, oder man verulkte alte Einspänner. Wo kamen die vielen Zwetschensteine her? Die Lösung ist einfach. In irgend einem Hause wurden die Zwetschen zum Honigkochen entsteint, wo die Nachbarn sich gegenseitig halfen. Dabei wurden die Dorfneuigkeiten erzählt und auch die Pläne zum Pfädchenstreuen geschmiedet. Zum Abschluss des Zwetschenkernens gab es Bohnenkaffee und Zwetschenkuchen. Dass die Kinder am Nachmittag, wenn der Honig soweit gut war, in irgend ein Haus geschickt wurden, das Honigleiterchen zu holen, soll nicht unerwähnt bleiben.

8. Kastensteibern:

Am Backhaus, bzw. dem heutigen Bürgermeisteramt, hängt ein Kasten, in dem die jeweiligen Bekanntmachungen zur Kenntnisnahme eines jeden Bürgers ausgehängt werden. In diesem Kasten hängen auch die Aufgebote derer, die den Ehebund schliessen wollen. In früheren Jahren bot sich da morgens oft ein sonderbares Bild. Die Dorfburschen hatten den Kasten „gesteibert“. Warum? Weil ein ganz besonders schwerer Fall aufgeboden wurde. Der Begriff „schwerer Fall“ ist wohl so zu verstehen, dass es sich um einen wirtschaftlich gutgestellten Ehepartner handelte oder um einen Ueberständler, der erst in späten Jahren den Entschluss zur Heirat gefasst hatte. Als Steibermaterial hatte man

Eggen, Pfosten, Leitern u.s.w. herbeigeschafft, und unter den Kasten gestellt. Die Eigentümer der betreffenden Gegenstände hatten das Vergnügen, ihre Utensilien nach langem Suchen wieder heimzutragen.

9. Das Schlachtfest:

Vor Jahren war der Schlachttag ein hoher Tag im Jahreslauf und wurde dementsprechend auch würdig gefeiert, während heute die Metzelsuppe nur noch in bescheidener Form oder gar nicht mehr gehalten wird. Am Tage vorher waren allerlei Vorbereitungsarbeiten zu erledigen, so das Kuchenbacken und Holen des Schlachtgeschirres. In der Frühe des Schlachttages musste das Borstentier in gerade nicht humaner Art sein Leben lassen, denn moderne Schiessapparate, die ein schmerzloses Töten bewirken, kannte man noch nicht. Holzschlegel oder Axt waren die Betäubungsinstrumente. Hatte der Fleischbeschauer das Tier für gut befunden, dann begann der erste Auftakt des Feierns, nämlich das Frühstück, wozu nahe Verwandte und Nachbarn geladen waren. Inzwischen hatte die Hausfrau das Frühstück vorbereitet, und Brot, Butter, Käse und Wurst luden zum Imbiss ein. Die Flasche mit Schnaps, oft war es auch ein Krug, stand auch schon bereit, und das Gläschen, Viertelchen genannt, machte nun seine Runden bei den Gästen. An Gesprächsstoff fehlte es nicht, denn im Winter gab es immer viel zu erzählen, weil man Zeit hatte. Bis ein Uhr mittags zog sich das Frühstück hin. Kaum waren die männlichen Frühstücksteilnehmer gegangen, sichtbare Spuren ihrer ausgeklopften Tabakspfeifen hinterlassend, fanden sich die Golls und Nachbarsfrauen zum Kaffeetrinken ein. Der echte Bauernkuchen schmeckte allen vorzüglich. Der Hausmetzger allerdings musste seine Tätigkeit bis zum Abend beendet haben, denn gegen 7 Uhr fanden sich die männlichen Gäste wieder ein. Nun gab es Reissuppe, Kochfleisch, Kartoffeln, Meerrettich und gedörrte Zwetschen. Nach Beendigung des Essens wurde der Tisch abgeräumt, und nun machte das Viertelchen wieder seine Runden, ab und zu wurde auch schon Flaschenbier gereicht oder es stand in der Stubenecke auf einem Schemel ein kleines Fässchen Bier, das auf seine Entleerung wartete. Lebhaftige Unterhaltung liess die Stunden schnell dahin eilen, denn es wurde von Viehhändeln, Landverkauf, Marderfangen und von der Militärzeit erzählt. Gegen 10 Uhr wurde die Wurst probiert, und den Abschluss der Metzelsuppe bildete gegen 12 Uhr nachts ein nochmaliges Kaffeetrinken.

10. Vom Winkoff:

Eine Erklärung des Wortes „Winkoff“ oder den Ursprung seiner Ableitung kann ich nicht geben. Ich habe dieses Wort so aus dem Munde meiner Vorfahren übernommen und keinerlei Erklärungen über seinen Sinn erhalten.

Bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges (2.8.1914) gab es in Dutenhofen etwa 15 Landwirte, welche als Zugtiere Ochsen fuhren. Da die Einkünfte der Landwirte aus dem Absatz von Getreide, Vieh und den Milchprodukten gering waren, musste man diese durch den zweimaligen Tausch von Ochsen innerhalb eines Jahres erhöhen. Das war jedoch nicht so einfach, denn unsere Landwirte übernahmen da eine schwere Aufgabe und Arbeit. Im Frühjahr wurden die Lipper, so nannte man die jungen, ungelerten Stiere, gelernt, das heisst, sie mussten zum Ziehen am Wagen, in Pflug und an der Egge angelehrt werden. Das war keine leichte Arbeit, denn es kostete oft viel Schweiß und Aerger, wenn die Tiere sich halsstarrig zeigten. Zuerst wurden die jungen Tiere im Wagen gegängelt, dann kamen Pflug und Egge an die Reihe. Nach der Heuernte wurde zum erstenmal getauscht. Dann kam der Viehhändler Süsskind, ein anständiger Jude, von Heuchelheim wieder mit ungelerten Jungstieren, und je nachdem, wie man sich einig wurde, gab es 60-80 Taler auf, je nach Qualität und Stärke der eingefahrenen Ochsen. Von Heuchelheim aus wurden dann die gelernten Ochsen an grössere Bauernhöfe verkauft, wo sich die Besitzer nicht mit der Arbeit des Anlernens abzugeben brauchten. Im Herbst wiederholte sich dieses Spiel. War die Feldarbeit beendet, so wurde der zweite Tausch vorgenommen, der oft bis zu 100 Talern einbrachte. (1 Taler = 3,00 M.) Oft bekam der Helfer beim Anlernen noch einen Taler Trinkgeld. An einem Abend, etwa Mitte November, lud dann der Landwirt seine nächsten männlichen Verwandten zum Winkoff ein. Für die Hausfrau stellte diese Veranstaltung keine zusätzliche Belastung dar, denn es wurde nur Schnaps getrunken, manchmal 3 - 4 Liter, und dabei erzählt. Das Unterhaltungsprogramm begann mit dem Rückblick auf die Tauschgeschäfte, dann folgten Ernteberichte, Kenntnisnahme von Veränderungen in Grundbesitz innerhalb der Gemarkung, Jagdgeschichten, Mar-

derfangen, und den Ausklang bildeten Erlebnisse aus der Militärzeit. Ein Imbiss wurde nicht gereicht. In ziemlich schrankelnder Haltung verliessen die Gäste gegen Mitternacht das Haus des Gastgebers, und die Hausfrau hatte am anderen Morgen ihre Last und Müh, den Fussboden von der Asche der ausgeklopften Tabakspfeifen zu reinigen, denn Zigarren wurden werktags nicht geraucht, und Aschenbecher waren damals noch seltene Dinge.

11. Als unsere Mütter noch auf den Wochenmarkt fahren:

Bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges waren die Landfrauen gezwungen, ihre Milchprodukte, Eier, Geflügel und Gemüse in die Stadt auf den Markt zu bringen. Deshalb war an jedem Mittwoch und Samstag vormittags in Wetzlar Wochenmarkt. Für den Wochenmarkt wurde ein besonderer Korb benutzt, der aus weissen Weiden geflochten war und eine andersfarbige Verzierung hatte. Oft war noch der Anfangsbuchstabe des Vor- u. Zunamens der Bauersfrau darauf geschrieben. In diesen Korb wurden die Produkte verstaut, und der Korb wurde auf dem Kopfe getragen. Ein „Kitzel“, das war eine kreisrunde Polsterung, etwa 30 cm im Durchmesser und 8 cm dick, wurde zwischen Haarschnatz und Korbboden gelegt, um den Druck des Korbes zu vermindern und eine grössere Sicherheit des Tragens zu gewährleisten. Gegen 10 Uhr fuhren die Wochenmarktsfrauen nach Wetzlar. Die Fahrkarte 4. Klasse nach Wetzlar und zurück kostete 25 Pfg. Auf dem Marktplatz angekommen, wurden die Körbe abgestellt, aufgedeckt und die Sachen zum Kaufe angeboten. Die Preise schwankten, abhängig von Angebot und Nachfrage. So kostete 1 Pfd Butter 1,10 – 1,40 M. Eier das Stück 0,05 – 0,08 M. Vor den Festtagen, wie Ostern, Pfingsten und Weihnachten zogen sie immer etwas an. Wohlhabende Wetzlarer Frauen erlaubten es sich oft, mit einem von ihnen mitgeführten Köfferchen an den Butterwecken einen Abstrich zu machen, um diese auf ihre Qualität zu prüfen. Im August und September wurden auch Hähnchen und ausgediente Hühner auf den Markt gebracht und fanden auch ihre Käufer. Eine gute Einnahmezeit für die Landfrauen war die Zeit vor Weihnachten, als die Gänse abgesetzt wurden. Brachte doch eine Gans 7 - 8 M. ein, was für die damalige Zeit Geld war. Trotz tiefgründiger Prüfung hat doch manche Stadtfrau an Stelle einer jungen Gans einen alten Gänserich oder Muttergans heimgetragen zu Leidwesen der Käuferin und zur Freude der Verkäuferin. Manche Landfrauen brachten ihre Erzeugnisse auch in grössere Lebensmittelgeschäfte in Wetzlar, so z.B. in Eckhinkels, heute die Fa. Saalbach am Kornmarkt, und in andere. Als Gegengeschäft kauften dann die Landfrauen die für ihren Haushalt benötigten Kolonialwaren, wie man damals zu sagen pflegte. Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles wurde den Marktfrauen dann in Saalbachs eine Tasse Bohnenkaffee gereicht, dazu assen sie auf ihre Kosten für 10 Pfg Fleischwurst mit 2 Brötchen, das Stück für 2 1/2 Pfg. An reger Unterhaltung während der Zeit des Kaffeetrinkens über Preise, Absatz und sonstige Vorkommnisse fehlte es nicht. Gegen 1/2 3 Uhr mittags fuhren die Wochenmarktsfrauen wieder heim. Am Bahnhof warteten schon die Kinder, denn die Mutter hatte für jedes einen Weck, (4 Brötchen kosteten 10 Pfg.) und ein paar Zuckersteine mitgebracht, über die sich die Kinder sehr freuten.
(Für die kommenden Generationen niedergeschrieben im Januar 1964)

11. Von den Beerdigungen in unserem Dorfe im Wandel der Zeit:

Als ich in diesen Tagen in einem Hause vorsprach, um die Richtigkeit eines Datums für diesen Bericht mir bestätigen zu lassen, wurde ich von einem jungen Mädchen, etwa 22 Jahre alt, gefragt, wie denn vor der Anschaffung des Leichenwagens die Toten auf den Friedhof gebracht worden seien. Diese Frage bekräftigte mich in meinem Entschluss, über die Beerdigungen für die späteren Generationen einen ausführlichen Bericht zu schreiben. Von jeher wurden die Verstorbenen von besonders bestellten Trägern zu Grabe getragen. Man erwählte hierfür meistens die benachbarten Männer von dem Hause, in welchem der Verstorbene aufgebahrt war. War der Verstorbene Mitglied eines Vereines, so stellte der Verein die Träger. Etwa eine Stunde vor Beginn der Beerdigung wurde der Sarg im Hofe aufgestellt, und es erschienen dann zur festgesetzten Stunde der Ortspfarrer und der Lehrer, der zugleich Organist war, mit den beiden letzten Jahrgängen der Schulkinder. Einleitend sangen die Kinder unter der Leitung des Lehrers ein Sterbelied. Bis zum Jahre 1904-05 erhielten die Kinder für das Singen je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der Hinterbliebenen, 5 oder 10 Pfg. Nach den Amtshandlungen des Pfarrers setzte sich der Leichenzug in Bewegung, an der Spitze die Schulkinder, welche in gewissen Abständen auf dem Wege Begräbnislieder sangen. Die Angehörigen und Trauergäste folgten getrennt dem Sarge, d.h. zuerst kamen die Männer dann die Frauen. Bis in die Zeit des 1. Weltkrieges

hatten die nächsten weiblichen Angehörigen eine schwarze Schürze als Art Mäntelchen um ihr Haupt gehängt, derart, dass sie nur noch durch einen schmalen Schlitz den Weg sahen. Auf dem Friedhofe sangen die Kinder ein zweites Begräbnislied. Im März 1938 habe ich zum letztenmal mit den Schulkindern bei Beerdigungen gesungen, von dieser Zeit an übernahm es die Trauergemeinde. Das Singen der Kinder auf dem Wege war schon seit 1918 eingestellt. Das Tragen des Sarges war keine leichte Arbeit, zumal, wenn der Weg zum Friedhof weit war. Die schmalen Metallgriffe am Sarge hinterliessen in den Handflächen tiefe Spuren und die Kante des Sargdeckels schnitt in den Handrücken tiefe Furchen. Um diesen Misstand zu mildern, hefteten die Angehörigen an jeden Tragegriff ein grosses, weisses Taschentuch, das der Träger um Griff und Hand zur Linderung des Druckes legte. Oftmals musste der Sarg auf die Erde gestellt werden, und die Träger wechselten ihre Stellung. Durch die Erweiterung des Dorfes wurde der Weg zum Friedhof immer länger, und so beschloss die Gemeindevertretung im Jahre 1929 die Anschaffung eines Leichenwagens, der von dem Schmiedemeister S c h a u m in Klein-Linden angefertigt wurde. Die erste Tote, die auf dem Leichenwagen zu Grabe gefahren wurde, war die am 30.1.1930 verstorbene Witwe L u i s e M ü l l e r, geb. Weber, in der Wetzlarerstr. 130, jetzt Nr: 15. Der erste Fahrer des Leichenwagens war Herr Albert G ü m b e l, der vom 2.2.1930 bis zum 31.12.1942 diesen Dienst verrichtete. Als dieser am 1.1.43 zur Wehrmacht eingezogen wurde, übernahm dieses Amt Herr Friedrich A g e l, Landwirt u. Kohlenhändler, bis zum 30.9.45. Von diesem Zeitpunkt ab übernahm es wieder Herr Albert G ü m b e l, der infolge schwerer Kriegsbeschädigung seine Landwirtschaft aufgeben musste und am 30.9.1946 auch das Fahren des Leichenwagens einstellte. Vom 1.10.1946 bis zum 15.9.1964 übernahm nun Herr Friedrich Agel wieder das Fahren des Wagens. Die letzte Fahrt mit dem Leichenwagen und dem seit jeher gewohnten Leichenzuge war die Beerdigung der Frau Pauline M e h l, geb. Köhler, Ehefrau des Wagners Adolf M e h l, Bergstrasse 2 am 15.9.1964. Dieser Tag bedeutet einen Wendepunkt in der Form der Beerdigungen.

Wohl hatten viele Bürger der Gemeinde in den letzten Jahren der Vermutung Ausdruck verliehen, dass es mit der Form der Beerdigungen wohl bald ein Ende haben würde. Alle Leichenzüge bewegten sich über die Bundesstrasse 49, denn an dieser liegt der Eingang zum Friedhof. Die sich steigernde Motorisierung hatte zur Folge, dass bei einer Beerdigung lange Autoschlangen das Passieren des Leichenzuges abwarten mussten, und Verkehrspolizei die Absperrung und Regelung des Verkehrs übernahm. Da ja die Menschen in unserer Zeit alle „Keine Zeit“ mehr haben, war ja damit zu rechnen, dass in Anbetracht der Verkehrsstockung während eines Leichenzuges alsbald von anderer Seite ein Antrag auf Einstellung dieser Beerdigungsform eingehen würde. Auch wurde andererseits schon darauf hingewiesen, dass aus hygienischen Gründen eine Leiche innerhalb kurzer Zeit in die Leichenhalle zu überführen sei. Als nun Herr Friedrich Agel sein Pferd abschaffen musste, fand sich in der Gemeinde kein Pferdebesitzer mehr bereit, das Fahren des Leichenwagens zu übernehmen. Somit blieb dem Gemeindevorstand nichts anderes übrig, zu dieser Sache Stellung zu nehmen, und durch Beschluss der Gemeindevertretung wurde festgelegt, dass Verstorbene innerhalb 24 Stunden nach ihrem Ableben, jedoch spätestens einen Tag vor der Beerdigungszeit in die Leichenhalle zu überführen sind. So gibt es also jetzt keinen Leichenzug mehr, der in seiner ursprünglichen Form durch Beschluss des Presbyteriums vor etwa 2 Jahren derart geändert worden war, dass die nächsten Angehörigen direkt hinter dem Sarge gingen und die übrigen Trauergäste nicht mehr getrennt in Männer und Frauen sondern beliebig durcheinander. Nunmehr versammeln sich die Angehörigen der Verstorbenen und die Trauergemeinde vor der Leichenhalle, und die Beerdigung vollzieht sich von da aus in der alten Form. Nach der Einsegnung des Verstorbenen findet anschliessend in der Kirche die Trauerfeier statt.

(niedergeschrieben im Januar 1965)

12. Das Bauernhaus und die Arbeit seiner Bewohner um das Jahr 1900 und später

Die Kinder unserer Zeit und auch die Jugendlichen, die in der Zeit des Wirtschaftswunders nach 1948 gross geworden sind, hören mit grossem Interesse, wenn man ihnen etwas vom Leben und der Arbeit in den Bauernhäusern in der Zeit um 1900 und später erzählt. Zusammenfassend möchte ich sagen, dass die Zeitspanne von 1910 bis heute auf wirtschaftlichem und technischem Gebiet mehr Umwälzungen, Veränderungen und Fortschritte hervorgebracht hat als Jahrhunderte vorher. Der menschliche Geist forscht, erdenkt und erfindet immer Neues, und dieses Neue hat sich nicht allein die Industrie,

sondern auch die Landwirtschaft dienst- und nutzbar gemacht. Darum erachte ich es für notwendig, späteren Generationen einmal einen ausführlichen Bericht zu geben von dem Bauernhaus und der Arbeit seiner Bewohner in früherer Zeit.

Wie sah es in einem Bauernhause um die Zeit von 1900 bis 1913 aus?

Die Bauernhäuser waren allgemein im Grundriss und Wohnraum klein, so dass man sich heute mit Recht fragt: wie konnte eine Familie mit 6-7 Kindern in einem solchen Hause wohnen? Im Erdgeschoss hatte es meistens nur ein grosses Zimmer, die Stube genannt, und eine Küche. Der Fussboden der Stube war gediebt, jedoch lechzten die Bretter oft nach deckender Farbe, der Boden der Küche war mit Platten belegt. Selten war die Stube tapeziert, überwiegend war sie musteriert. Der Anstreicher hatte mit einer musterhaft ausgeschnittenen Schablone und Wasserfarbe die Wände tapetenartig bemalt. Geschmückt waren die Wände mit Bildern aller Art. So sah man fromme Wandsprüche, eingerahmte Konfirmandenbilder und Konfirmationsscheine und auch viele Soldatenbilder. In der Ecke, wo der Tisch stand, war in knappem Abstand von der Decke ein Eckbrettchen angebracht, das mit einer gehäkelten Spitze und präparierten Blumen geschmückt war. Manchmal standen auch noch allerlei Nippfiguren aus Gips darauf. Gardinen gab es auch schon in Form eines Rollvorhanges, der abends herabgelassen wurde, um nächtlichen Spähern den Einblick in die Stube zu verwehren. Ueber dem Tisch hing eine Petroleumlampe, die nach dem Abendessen in die Mitte der Stube transportiert wurde, damit sie allen Hausbewohnern Licht für ihre Arbeit, insbesondere an den langen Winterabenden, spenden konnte. Ein Liter Petroleum kostete 18-20 Pfennig, und bei sparsamem Verbrauch reichten 2 Liter für etwa 14 Tage. Die Möbel waren an der Zahl sehr gering. Ein grosser Tisch mit einer dazu passenden Lehnbank und einige mit Rohr geflochtene Stühle waren meistens das gesamte Stubenmobil. Um 1900 kam in einigen Häusern noch ein Vertikov, das war ein Wäscheschrank mit einem Spiegelaufsatz, hinzu. Infolge des Wohnraummangels und des Kinderreichtums hatten meistens die Eltern in der Stube noch ihr doppelschläfriges Bett mit einem grossen Vorhang davor, Himmelbett genannt. Ein grosser, zweistöckiger Ofen, in dem im Winter überwiegend gekocht wurde, spendete die Wärme.

Was tat sich nun alles in der Stube?

Darinnen wohnten nicht nur die Menschen, darinnen wurde auch gearbeitet, insbesondere im Winter. Da knüpfte im Winter in der einen Ecke der Grossvater die Strohritten für das Einbinden des Getreides, da machte der Vater Körbe oder band Besen ein, und die Frauen und Mädchen spannen, nähten und strickten. Die Mahlzeiten wurden nur in der Stube eingenommen.

Die Räume im ersten Stock dienten als Schlafräume oder Vorratskammern. Meistens hatte man oben keine Beleuchtung, musste sich beim Schlafengehen daher bei Dunkelheit ausziehen und im Winter auch wieder anziehen, es sei denn, dass der Vollmond, wenn er durch die kleinen Fenster lugte, diese Arbeit mit seinem Licht etwas erleichterte. So war es bis zum Jahre 1913/14, denn da hielt die Glühbirne, also das elektrische Licht, seinen Einzug und schuf hier Abhilfe.

Nun zur Küche!

In der Küche stand ein gemauerter Herd mit einer Gussplatte, auf welche die Kochtöpfe, Kroppe genannt, gestellt wurden. Etwa 1904 hielten die ersten gusseisernen Herde ihren Einzug. Ihr Preis bewegte sich zwischen 40 - 50 Mark. Eine Wasserbank diente zum Abstellen der Wassereimer. Die wenigen Küchengeräte, wie Schöpflöffel, Kroppe und Töpfe hatten ihren Platz an einem Brett an der Wand oder in einem kleinen Schrank. Die Zuber, Holzgefässe mit Metallreifen, hatten einen besonderen Platz. Die Reifen wurden samstags blank gescheuert. In einer Ecke der Küche stand das „Saufass“. Was war denn das? Nichts anderes als ein grosses Fass, aus Holz oder aus Stein gehauen, in welches alle Abfälle des Haushaltes, wie Speisereste, alter Kaffee, saure Dickmilch u.s.w. hineingeschüttet wurden. Diese vielseitige Mischung wurde den zerdrückten Kartoffeln für die Schweine als Verdünnung des Futters beigegeben, daher der treffende Name „Saufass“. Im heissen Sommer ging von dem Saufass infolge der Gärung des vielseitigen Inhaltes oft ein grosser Gestank aus. Ich kenne einen Fall, da hat sogar ein Steinmarder, bevor ihm das Lebenslicht ausgeblasen wurde, in diesem Saufass ein unfreiwilliges Bad genommen. Das kam so: Ein biederer Landwirt in der Grohgasse hatte mit seiner Kastenfalle in der Scheune einen Steinmarder gefangen. Vorsichtig trug man die Falle in die Küche und verschloss alle möglichen Ausgänge. Da man aber den Malter sack, in welchen der Marder

beim Hochheben des einen Fallschlages hineinspringen sollte, nicht richtig übergezogen hatte, schlüpfte der Marder nicht in den Sack, sondern rannte in die Küche, wo er grosse Verwirrung anrichtete, d. h. nicht er allein, sondern auch die Männer, die ihn totschiessen wollten. Allerlei Kücheninventar flog von seinem Platze, und bei dieser Küchenjagd sprang der Marder auch in das Sauffass und von da in das Aschenloch des Herdes u.s.w., bis er endlich erledigt wurde. Sein Fell hatte bei allen Zwischenfällen keinen Schaden erlitten und brachte immer noch den stattlichen Betrag von 9, - M. ein, was für die damalige Zeit viel Geld war.

Und nun einiges von der Arbeit der Bauersleute:

Allgemein sei gesagt, dass die Bauersleute im Sommer Frühaufsteher waren, im Winter dagegen sie es mit der Helligkeit des Tages hielten, d.h. nicht bei Licht in Stall und Scheune wirkten. Die erste Arbeit war das Füttern des Viehes und das Melken der Kühe. Die Männer brachten dem Vieh das „Gesitt“, eigentlich Gesirr genannt. Was war denn das? Nun das war im Kessel gekochtes Futter, das am Tage vorher auf der Häckselmaschine kleingeschnitten worden war. Das Häckseln war eine tägliche Arbeit. Stroh, Heu, Grummet und im Sommer auch minderwertiges Grünfutter wurden auf der Häckselmaschine geschnitten, dann in den Kessel gebracht und gegen Abend weich gekocht. Da noch einige Brikett angelegt wurden, war das Futter am anderen Morgen noch warm und wurde mit Zubern dem Vieh in die Krippe geschüttet. In jeden Zuber gab man zusätzlich noch etwas Kraftfutter, also Kleie oder Schrot aus Korn oder Gerste. Während der Vater diese Fütterung vornahm, wurden von der Mutter oder einer anderen weiblichen Person die Kühe gemolken und die Schweine versorgt. Alsdann erst wurde der erste Kaffee getrunken. Nach Beendigung des gesamten Stalldienstes gab es dann das zweite Frühstück, das zugleich eine Stärkung für die nun beginnende Arbeit auf dem Felde war.

Die Verarbeitung der Milch war für die Hausfrauen eine vielseitige und beschwerliche Arbeit. Die gemolkene Milch lief durch ein Sehtuch in die irdenen Milchtöpfe, welche in den Keller gebracht wurden. Hatte sich nach einer gewissen Zeit der Rahm, damals „Schmat“ genannt, oben angesetzt, so wurden die Dippe geschmännert, d.h. der Rahm wurde abgeschöpft und kam ins Schmännidippe. Die saure oder dicke Milch wurde, soweit sie nicht zum Abendbrot Verwendung fand, in den Mattesack geschüttet. Dieser wiederum wurde auf die Matteseihe gelegt, damit das Wasser ablaufen konnte. Die Matteseihe war ein halbkreisförmiger Bottich mit Sprossen. Als in den Jahren 1908-10 die Milchzentrifugen in den Bauernhäusern ihren Einzug hielten, wurde den Frauen durch die maschinelle Entrahmung der Milch viel Arbeit abgenommen. Die Käsematten, also der Quark, wurden samstags vom Mattemann aus Hochelheim abgeholt. Der Preis betrug für das Pfund, 18 - 20 Pfennig. War genügend Rahm im Schmännidippe, so wurde dieser zu Butter gestossen. Es gab 2 Arten von Butterfässern. Die gebräuchlichste Art war das säulenförmige Fass mit dem durchlöchernten Stempel. Die zweite Art war das bottichartige Fass, welches in seinem Inneren ein vierseitiges, ebenfalls durchlöcherntes Schlaggerät hatte, welches durch eine Handkurbel mit Zahnradübertragung in Bewegung gesetzt wurde. Die im Haushalte nicht mehr benötigte Butter wurde auf den Wochenmarkt gebracht, wovon ich schon an anderer Stelle berichtet habe.

Da bis zum Jahre 1910 in Dutenhofen keine Bäckerei war, waren alle Haushalte genötigt, Brot und Kuchen im gemeindeeigenen Backhaus, das 2 Oefen hatte, zu backen. Kuchen wurden ja nur an den kirchlichen Festen, zur Kirchweih und zur Hochzeit gebacken. Am Sonntag Palmarum gab es Kräppel, die zu Hause gebacken wurden. Die Reihenfolge der Backfolge wurde durch das „Losen“ entschieden. Dreimal in der Woche, mittags um 12 Uhr, war im Backhaus das „Losen“. Der Ortsdiener sammelte die Lose, das waren die blechernen Hausnummern der Backinteressenten, in seine Schürze und griff dann eine Nummer nach der anderen.

In jedem Backraum hing an der Wand ein schwarzes Brett, auf welches die Nummern geschrieben wurden. An jedem Montag musste in beiden Backöfen die „Anhitze“ gebacken werden, die etwas mehr Holz zum Anheizen der Oefen erforderte, weil diese über Sonntag kalt geworden waren. Das „Anhitzen“ erfolgte in der Reihenfolge der Hausnummern, also kam ein Haushalt ungefähr alle 2 Jahre einmal an die Reihe. Da man zum Brotbacken ja Sauerteig benötigt, um die Gärung des Teiges zu bewirken, besorgte die Mutter den „Hewerling“. Das war ein Steintopf mit Sauerteig, der in Nachbargemeinschaft ausgetauscht wurde. In der Stube beengte nun noch der grosse Backtrog den Raum. War die Zeit des Backens gekommen, so wurden mit dem Schubkarren Wellen und Teigkörbe ins

Backhaus gefahren. Während der Ofen geheizt wurde, formte die Mutter die Brote und schob sie dann, wenn die Hitze ausreichend war, mit dem Backschiesser in den Ofen. Zusätzlich gab es auch noch Bäutekuchen. Das waren Kuchen aus dem Brotteig, die aber nicht in einer Blechform gebacken wurden, sondern ohne diese so in den Ofen geschoben wurden. Auf den ausgewalzten Brotteig schmierte die Mutter Quark, Honig, Zucker oder auch Grieben vom ausgelassenen Fett. Allen schmeckte der frische Kuchen gut, heute allerdings steht er sehr niedrig im Kurse. Oft wurden an den Winterabenden, wenn am Tage gebacken worden war, die Verwandten und Bekannten zum Stricken eingeladen. Vor dem Nachhausegehen wurden sie dann mit Kaffee und dem Kuchen bewirtet. Der Kaffee wurde aus kleinen Tassen ohne Henkel getrunken, eigentlich wurde er geschlürft, denn man musste den Inhalt aus der Obertasse in das untere Schälchen kippen, und daraus trinken, weil ja die Obertasse keinen Henkel hatte.

Besondere Erwähnung verdient auch noch das Waschen in der damaligen Zeit. Je nach dem Bestand an Leib- und Bettwäsche wurde alle 4 - 6 Wochen gewaschen. Im Kessel wurde die Wäsche eingeweicht und gekocht. An Waschmitteln gab es Schmierseife, Waschpulver und Kernseife. Die Hauptarbeit vollzog sich an der grossen Waschbütte. Diese stand auf dem Dreifuss, einem Holzgestell mit 3 Beinen. Im Winter war der Schauplatz der Handlung die Küche oder gar die Stube, im Sommer verlegte man ihn in den Hof. Um die Bütte standen dann die Frauen mit hochgekrempelten Ärmeln und rieben die Wäsche mit ihren Händen. An Kernseife wurde nicht gespart, desgleichen nicht an munterer Unterhaltung, insbesondere kamen die Dorfneuigkeiten auf die Tagesordnung, wenn noch Verwandte oder Nachbarsfrauen mitwirkten. Schillers Zitat aus „der Glocke“ „Wenn gute Reden sie begleiten, fliesst die Arbeit munter fort“ fand hier seine Bestätigung. Ob es aber immer gute Reden gewesen sein mögen, mag dahingestellt bleiben. Die Leib- und Bettwäsche bezeichnete man als „Weiswäsche“, während Leinenstücke und Arbeitskleider die „Blauwäsche“ bildeten. Nach dem Auswaschen wurde die Wäsche an geeigneten Plätzen zum Trocknen aufgehängt. War die Wäsche trocken, so wurde sie zusammengelegt und war dann meistens Schrank- oder Truhefertig, denn das Bügeln mit dem altmodischen schweren Bügeleisen erachtete man nicht für notwendig, auch hatte man keine Zeit dafür. Die ersten Waschmaschinen gab es so gegen 1910. Sie bestand aus einem runden Holzbottich, etwa 60 cm im Durchmesser, in welchem ein Holzkreuz die Wäsche hin- und herschleuderte, damit der Schmutz aus dem Gewebe kam. Durch einen langen Hebel an der Aussenseite des Bottichs und Zahnradübertragung wurde das Kreuz in Bewegung gesetzt. Später übernahm der am Boden der Maschine angebrachte Motor diese Arbeit. Und heute? Der vollautomatische Waschautomat hat den einst so gefürchteten Washtag im Arbeitsprogramm der Hausfrau gestrichen.

Die technische Entwicklung, verbunden mit der Motorisierung in den letzten Jahrzehnten hat auch in den landwirtschaftlichen Arbeiten gewaltige Änderungen gebracht, die allgemein als Erleichterungen anzusehen sind. Um aber späteren Generationen einiges von der oft mühsamen Arbeit der Bauersleute zu berichten, möchte ich einige Arbeiten hier noch einmal besonders erwähnen:

Bis etwa 1940 kannte man in unserer Gegend noch nicht das „Dippeln“, d.h. das Legen des Dickwurzsamens durch eine kleine, von Menschenhand gezogene Maschine. Bis dahin wurde das Gemüse „gesetzt“, wie man so sagte. Das war eine mühselige Arbeit, die ganz und gar vom Wetter abhängig war. Auf einem Grabstück (Placke genannt) oder im Garten, wurden die Gemüsepflanzen aus Samen gezogen. Wenn sie dann im Juni stark genug waren, begann man mit dem „Setzen“. Mehrere tausend Pflanzen wurden dann gerupft und auf dem frischgepflügten Acker in Furchen gesetzt. Blieb der erhoffte Regen aus, so musste man mit Wasser setzen. Das war sehr umständlich. Am Ackerrand stand der Wagen mit einem Jauchefass voll Bachwasser. War die zum Setzen gepflügte Furche da, so wurden mit einem spitzen Holz Setzlöcher gestochen und diese mit Wasser aus der Giesskanne angefeuchtet. Dann erst konnte man die zarten Pflanzen hineinsetzen. Dennoch gab es dann viele Versager beim Anwachsen, und man musste später nachsetzen. Beim Dippeln ist dies nicht der Fall, denn die Pflanzen haben gleich gute Wurzeln, überstehen auch eine Dürrezeit, werden nicht im Wachstum gestört, nur muss man sie nachher vereinzeln, also die überzähligen Pflanzen ausrupfen, damit die anderen sich besser entfalten können.

Ein besonderes Kapitel muss der Heu- und Grummeternte gewidmet werden. Vor der Zusammenlegung (1915) konnten nur diejenigen Grundstückseigentümer ihre Wiesen mähen, die an einem Wege

lagen. Die Wiesengründe, wie z.B. „Im untersten Sand“, „Ueber der Lahn“, „In der Au“, „Unter dem Wald“, „Im Dorlarer Bann“, „In der Atzbacher Kahn“ und wie sie alle hiessen, bildeten geschlossene Wiesengründe, d.h. da waren keine Wege, sondern bei der Heuernte mussten alle Grundstücke zugleich gemäht werden, denn dann erst hatte jeder Grundstücksbesitzer die Erlaubnis bei dem Dürremachen und Heimfahren über die Wiesen der anderen Eigentümer zu gehen und zu fahren. Aus diesem Grunde machte der Ortsdiener auf Anordnung des Gemeindevorstehers an einem Nachmittage durch die Ortsschelle bekannt: Morgen früh wird dort oder dort gemäht! Die Bekanntmachungen erfolgten in den Abständen, wie es das Wetter und Einbringen des Heues aus dem vorherigen Wiesengrunde erlaubte. Nach solch einer Bekanntmachung vernahm man überall das Dengeln der Sensen, und gegen 3 - 4 Uhr morgens zogen die Mäher aus. Der Wetzstein hatte seinen Platz im Schlotterfass, das bei den Männern an einen Leibriemen und bei den Frauen im Schürzenbund seinen Platz hatte. Das Schlotterfass war ein rundes oder 6-eckiges Gefäss, etwa 6 cm im Durchmesser, und mit Wasser gefüllt. Mit dem angefeuchteten Wetzstein erzielte man eine bessere Schärfe der Sense, und getreu dem Grundsatz: Das Wetzen hält den Mäher nicht auf, machte man regen Gebrauch von ihm. Bei der Grummeternte ging man etwas später hinaus, da die Nächte schon etwas länger waren. Die ersten Mähmaschinen für Pferdezug kamen etwa 1910 ins Dorf, später gab es auch solche für Kuhgespanne. Und heute? In wenigen Tagen haben die Traktoren sämtliche Wiesen gemäht.

Auch die Getreideernte vollzog sich vor Jahrzehnten anders als heute. Noch um die Jahrhundertwende wurde das Korn im wahrsten Sinne des Wortes mit der Sichel bündelweise geschnitten. Dann bediente man sich des „Räffs“. Das war eine Sense, an deren Wurf, (also Stielende) ein halbkreisförmiger Bogen, etwa 45 cm im Halbmesser, angebracht war. Ein feines Drahtgeflechte, das um den Bogen gespannt war, verhütete das Zurückfallen des Getreides, wenn dasselbe gegen das stehende „widergehauen“ wurde. In langen Schwarten lag dann das Getreide halb aufgerichtet gegen das stehende und wurde dann mit der Sichel abgenommen. Bei der Sommerfrucht, also Hafer und Gerste, war der Erntevorgang sehr umständlich, denn das abgemachte Getreide wurde nicht gleich in Garben gebunden, sondern in „Klücken“, das waren kleine Bündel, auf den Boden gelegt. Man wollte damit erreichen, dass es schneller austrocknete. Aber wehe, wenn eine Regenperiode einsetzte, dann hiess es die Klücken wenden, damit sie auch anderseitig wieder trocken wurden. Manchmal blieb es nicht bei einem einmaligen Wenden. Eingebunden wurden die Klücken in Strohseile, Witten genannt, welche im Winter aus Stroh geflochten worden waren. 60 Garben bildeten ein Fuder. Roggen und Weizen wurden bei der Ernte gleich eingebunden. Grossen Wert legte man auf sauber aufgestellte Hausten mit ausgeputztem Hut, und da die Ernte längere Zeit auf dem Felde stehen blieb, bildete der Anblick eines mit vielen Hausten bestandenen Getreidefeldes einen schönen Anblick, der unwillkürlich zum Danke gegen Gott, dem Geber aller Güter, aufforderte. Etwa 1935 setzte man auch die Mähmaschine bei der Ernte ein. Ihr Einsatz wurde durch das Anbringen eines Anbauapparates, nach dem Konstrukteur, „Patent Lotz“ genannt, ermöglicht. Dieses Gerät verrichtete dieselbe Arbeit wie das Räff, nur in schnellerem Tempo. Hafer und Gerste konnte man nach dem Einbinden sogleich heimfahren, das Wintergetreide blieb 3 bis 4 Wochen draussen stehen, alsdann erst begann man mit dem Dreschen. Im Drei- oder Vierertakt erklangen dann die Schläge der Flegel aus der Scheunentenne. Die Sommerfrucht wurde in einem Dreschgang erledigt, während das Korn meistens erst „geplonnert“ wurde, d.h. die Garben wurden unaufgebunden auf die Tenne gelegt und abgedroschen. Alsdann kamen sie ins „Viertel“, das war ein grosser Scheunenteil, der vom Boden bis unter das Dach mit Garben ausgefüllt werden konnte. Dieses Verfahren sollte ein schnelleres Einfahren des Kornes ermöglichen, und erst im November oder Dezember, wenn die Feldarbeit soweit beendet war, wurde das Korn ausgedroschen. Dann wurden die Garben wieder auf die Tenne geworfen, aufgebunden und ausgedroschen. Die eingebundenen Strohbindel nannte man Päusche. Körner und Spreu wurden durch die Fegemühle, die ein Windgebläse hatte, voneinander getrennt.

Etwa um 1901 erwarb der Zimmermeister Johannes L o h eine Dreschmaschine, die aus einem Dreschwagen und einer Dampflokobile bestand. Nun trat eine grosse Wendung und Erleichterung im Dreschen ein, nur musste das ausgedroschene Stroh von den Schüttelern des Dreschwagens kommend, noch eingebunden werden, wobei die dort beschäftigten Dreschhelfer viel Dreck schlucken mussten. Um 1912 hatte die Technik dann die Strohpresse erfunden, die an den Dreschwagen angeschlossen wurde und die Arbeit des Strohbindens übernahm. Nach 1948 tauchten dann auch in unserer Heimat die ersten Mähbinder auf, der eine grosse Erleichterung der Ernte brachte. Dieser wiederum

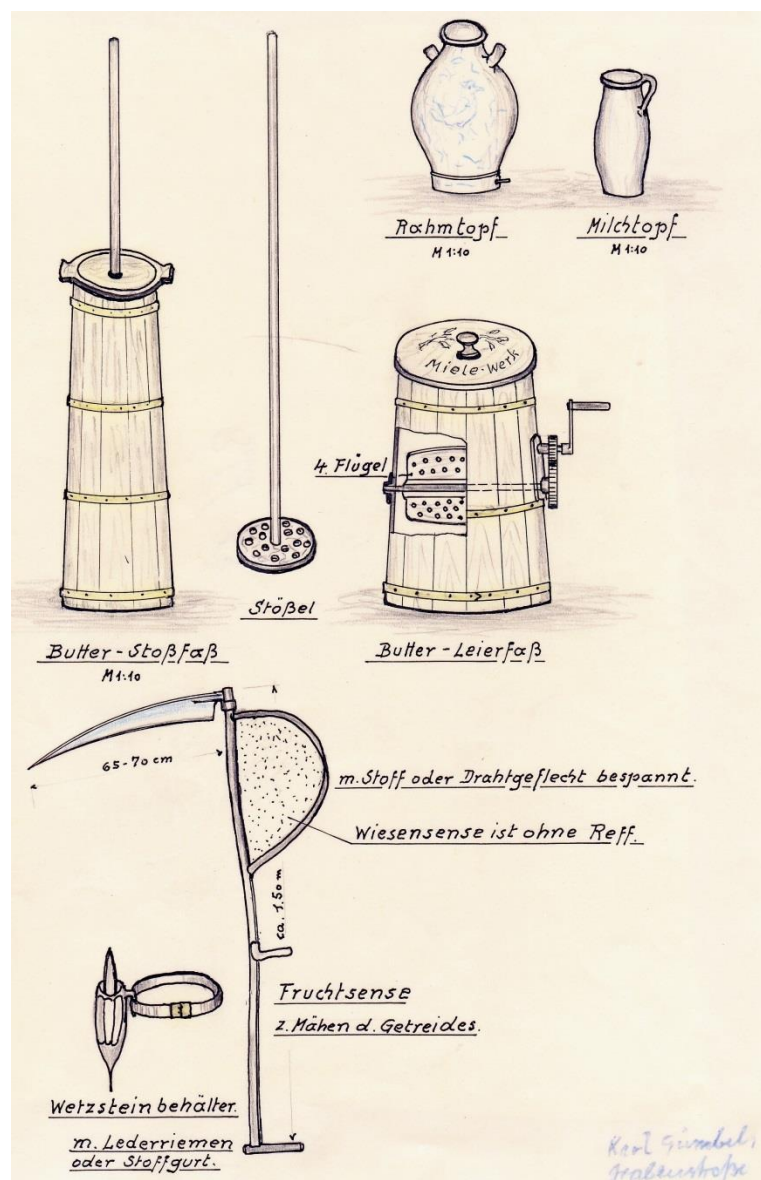
wurde durch den um 1959 eingeführten vollautomatischen Mähdrescher abgelöst, der Mäh- und Drescharbeit in einem Arbeitsgang vollzieht. Mit seiner Einführung ist ein Stück romantischer Erntearbeit ins Reich der Vergangenheit gesunken, und auch die Dreschmaschine in ihrer alten Form wird bald noch Museumswert bekommen.

Auch bei der Kartoffelernte vollzog sich eine Umstellung. Jahrzehntlang wurden die Kartoffeln mit dem Karste ausgehackt. Oft dauerte die Kartoffelernte 4 Wochen, und manchmal gab es morgens kalte Finger. Später nahm man den Pflug zur Hilfe und pflügte die Kartoffelreihen aus, jedoch musste dann noch mit dem Karste nachgeholfen werden. Auch der etwa 1935 auf dem Markt erschienene Kartoffelroder, welcher die Kartoffeln auf den Acker schleudert, bildete noch nicht die Endlösung der modernen Kartoffelernte. Dies soll nun die vollautomatische Kartoffelerntemaschine tun, welche aber z.zt noch sehr hoch im Preise steht und erst Grossbetrieben oder landwirtschaftlichen Gemeinschaften dienstbar sein kann.

Der Erfindergeist der Technik und Motorisierung bringen laufend neue Maschinen auf den Markt, und die Zeit wird nicht mehr ferne sein, da werden künftige Geschlechter nur noch in Büchern von der einst so mühsamen Arbeit der Bauern lesen.

(Dutenhofen im Winter 1964/65)

Die nachfolgende Abbildung zeigt einige Haus- und Küchengeräte:



13. Eine Hochzeit in der Zeit der Jahrhundertwende bis 1914

Wenn man heute Gast auf einer Hochzeit ist, dann kann man nur feststellen, dass sich in den letzten Jahren, insbesondere nach dem Ende des 1. Weltkrieges, in dem, was Form der Hochzeit und die Beköstigung der Gäste betrifft, eine solche Wandlung vollzogen hat, dass es mir unbedingt notwendig erscheint, den späteren Generationen auch einmal den Verlauf einer Hochzeit vor 60 und mehr Jahren zu schildern. Von dem Ueberangebot von Speisen und Getränken auf einer Hochzeit in der Gegenwart will ich also nicht schreiben, das soll die Aufgabe späterer Chronisten sein, sondern den Ablauf einer ländlichen Hochzeit, wie ich sie noch erlebt habe, will ich für spätere Geschlechter festhalten.

Früher wurden die Hochzeiten nicht am Sonntag, oder wie heute am Samstag, gehalten, sondern an einem Donnerstag, und je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der Brautleute, bzw. deren Eltern, wurde am Donnerstag und Freitag Hochzeit gefeiert. Etwa 3 Wochen nach dem standesamtlichen und kirchlichen Aufgebot fand die Hochzeit statt. An drei aufeinanderfolgenden Sonntagen kündigte der Pfarrer von der Kanzel die bevorstehende Eheschliessung ab. War es nun soweit, dann gingen die Brautleute mit ihren beiden Trauzeugen am Montagabend in der Hochzeitswoche zum Standesamt nach Dorlar, denn von 1882 an war die Gemeinde Dutenhofen dem Standesamt in Dorlar angeschlossen. Vor 1882 war das Standesamt in Krofdorf. Nach vollzogener standesamtlicher Trauung wurde in einem Gasthause in Dorlar auf Kosten des Bräutigams gut gegessen und getrunken und dann der Heimweg zu Fuss angetreten. Am Dienstagabend wurden die Hochzeitsgäste durch den Bräutigam geladen, der streng darauf zu achten hatte, dass er keinen von dem auf dem am Sonntag vorher aufgestellten Ladezettel vergass. Am Mittwoch wurde es dann im Hochzeitshause schon recht lebendig, ja man kann auch sagen etwas ungemütlich. Eine Abordnung der geladenen Gäste brachte Naturalien, wie Milch, Butter, Eier und Zucker zum Kuchenbacken. In der Frühe des Mittwoch war schon ein Ofen voll Kräischkuchen gebacken worden, der den „Zeugbringern“, wie man die Leute nannte, die die Naturalien brachten zum Kaffee reichte. An Getränken wurde an diesem Tage Kornschnaps gereicht, den man mit Zucker süß machte. Oft ging es dabei schon recht lustig zu, und manches Volks- und Liebeslied verkündete den Vorübergehenden, dass hier Hochzeit im Anmarsch war. Kräischkuchen war ein Kuchen, der aus etwas trübereu Weizenmehl gebacken wurde, jedoch auch wohlschmeckend war. Ungemütlich wurde es im Hause, weil zwei bis drei Stuben geräumt werden mussten, d.h. die wenigen Möbel wurden für einige Tage in Ställe oder in die Scheunentenne verfrachtet. Auch gab es Beengungen in den Schlafstätten, denn zuweilen mussten auch Betten abgeschlagen werden. Die älteren Gäste nahmen in der grossen Stube im Erdgeschoss Platz, während die jüngeren in die über der Wohnstube gelegene Kammer verwiesen wurden. Die Kinder tummelten sich in einem besonderen Stübchen. Die kirchliche Trauung fand meistens in der Zeit zwischen 1/2 1 bis 2 Uhr mittags statt.



Der Bräutigam trug einen Gehrockanzug und Zylinderhut. An der linken Brustseite zierte ihn ein Strüsschen, das ihm die Braut geschenkt hatte. Die Braut war besonders stolz, denn sie trug einen Brauthang, bestehend aus bunten Bändern, die sich auf dem Kopfe zu einer Krone aus Perlen vereinigten. Nach der Rückkehr aus der Kirche nahm das Brautpaar im Hofe die Glückwünsche der Gäste entgegen.

Und nun einiges von der Beköstigung der Gäste:

Nach der kirchlichen Trauung wurde ein Mittagessen gereicht, bestehend aus Reissuppe, Rindfleisch mit Meerrettich und Brot und gedörrten Zwetschen. Gegen 4 Uhr mittags gab es dann Kaffee mit Streusel- und Petzekuchen, also nur 2 Sorten Kuchen. Der Streuselkuchen war so genannt, weil er mit Streuseln aus Butter, Mehl und Zucker bedeckt war. Der Petzenkuchen stand dem ersteren an Qualität nicht nach, denn in den geplatzten rohen Teig wurden von geschickten Frauenhänden mit 2 Fingern Löcher gepetzt und diese wurden mit Butterklümpchen ausgefüllt. Bei dem Backen verlief die Butter in die Löcher und über den Kuchen, gab diesem einen herrlichen Glanz und schmeckte vorzüglich. Insbesondere assen die älteren Leute diesen Kuchen sehr gerne, weil er sehr mürbe war und sich lange frisch hielt. An Bier und Kornschnaps fehlte es natürlich auch nicht, denn ein Fässchen Bier nach dem anderen wurde geleert. Nach dem Kaffeetrinken zogen die jüngeren Hochzeitsgäste unter Vorantritt des Spielmannes, der einer Ziehharmonika seine Weisen entlockte, unter Gesang in ein Gasthaus. Das Brautpaar bekam den ersten Tanz, dann spielte der Musikant seine Walzermelodien und Rheinländer für alle Anwesenden. Gegen Abend verliess man das Wirtshaus, und die Hochzeitsgäste eilten heim, um das hochzeitliche Kleid mit einem gewöhnlicheren zu tauschen. Zum Abendessen fanden sie sich bald wieder alle ein, und dazu gab es Kartoffeln, Gemüse (Salat, Weisskraut, Rotkraut) mit Fleisch und Wurst. Waren alle gesättigt, ging es wiederum in die Wirtschaft, wo sich inzwischen auch die Dorfjugend eingefunden hatte, die natürlich auf ihre Kosten mitfeierte. Nach der Rückkehr aus dem Wirtshaus, etwa gegen Mitternacht, gab es Bratenfleisch mit Sauce und Brot. In vorgerückter Stunde

wurde zum Abschluss nochmals Kaffee und Kuchen gegeben. Wein galt damals als Luxusgetränk und wurde bei Hochzeiten nicht getrunken.

Am Freitag, dem 2. Hochzeitstage, fanden sich gegen 10 Uhr die Gäste zum Frühstück ein, das aus kaltem Fleisch, Wurst und Brot bestand. Der Speisezettel glich dem des ersten Tages mit der Zugabe, dass bei der letzten warmen Mahlzeit die sogenannte Saurebrühe nicht fehlen durfte. Wie sie zubereitet wurde, kann ich nicht angeben, nur weiss ich noch, dass sie sehr viel Zwiebeln enthielt. In die Gastwirtschaft ging es am zweiten Tage nicht, sondern bei frohem Gesang, humorvoller Unterhaltung und gutem Zuspruch an Getränken, insbesondere, wenn der Hochzeitstag ein heisser Sommertag war, eilten die Stunden schnell dahin. Zum Schluss soll nicht unerwähnt bleiben, dass am späten Abend des zweiten Tages in humorvoller Weise von zwei Köchinnen, von denen eine durch Anlegen eines riesigen Armverbandes eine Brandverletzung beim Kochen vortäuschte, für das Küchenpersonal eine Geldsammlung durchgeführt wurde. In einen grossen Suppenlöffel warfen die Gäste kleine Geldbeträge, die in einem Korbe gesammelt wurden. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass die Brautleute keine Geschenke erhielten, sondern alle Gäste schenkten Bargeld, das von den Eltern der Brautleute zur Deckung der Unkosten verwandt wurde. Auch wurde am ersten Hochzeitstage dem Pfarrhause durch das Brautpaar ein Besuch abgestattet und eine Probe des Hochzeitskuchens überbracht.
(*Dutenhofen, im Januar 1966*)

14. Vom Namen und der Gründung unseres Dorfes

Zur Ergänzung meines Berichtes über die Streitfrage um den Namen Dutenhofen auf Blatt ..., der Chronik, will ich versuchen, noch einmal manches klarzustellen, was die Namensgebung und die Gründung unseres Dorfes betrifft:

In einer Urkunde des Erzbischofes Albero von Trier aus dem Jahre 1150 wird unter Nr: 15 Dodenhofen, jetzt Dutenhofen, ein dermal Nassau-Weilburgisches Dorf, eine starke Meile von Wetzlar entfernt genannt, und zwar bei der Aufzählung der Leibeigenen des Klosters Schiffenberg. In einer Urkunde von 1282 wird ebenfalls das in naher Nachbarschaft der Stadt Wetzlar gelegene Nassau-Weilburgische Dorf Dutenhoven erwähnt. Mit ziemlicher Sicherheit aber ist anzunehmen, dass die erste Siedlung, also unser Dorf, schon um 773 vorhanden sein musste, wie aus Schenkungsurkunden aus dem Lorscher Codex entnommen wurde. In einer von dort stammenden Urkunde aus dem Jahre 1301 wird der Ort Walahesdorph am Bach Walahehe erwähnt. Walahesdorph ist also das Dorf am Walsbach oder am Welschenwasser. Nach dieser Urkunde lag Dutenhofen an der Mündung des Welschbaches und wahrscheinlich auf der Gewann „Kippel“ an der Ostseite des heutigen Dorfes und nahe dem Welschbach. Es ist also der Vorort der nach ihm benannten Walaheher Mark, zu der auch die Dörfer Holzhausen (Münchholzhausen) Altendorf, sowie das in die Stadt Giessen aufgegangene Dorf Saltrissa (Selters-Seltersweg) gehörten. In allen Urkunden um 7-800 wird Walahesdorph mit diesen Orten zusammen genannt. In dem am „Köppel“ gelegenen Walahesdorph haben wir den Ursprung des Dorfes zu sehen.

Durch folgende Tatsache trat nun eine Verlagerung des Ortes und damit verbunden eine Umstellung seines Namens ein. Auf dem Westhang des ehemaligen Walahesdorf lag die Begräbnisstätte der Toten, und zwar nicht der Toten allein von Walahesdorf, sondern auch die Toten aus den Nachbarorten bis tief in den Hüttenberg hinein, wurden hier bestattet. Um den Friedhof, den man „Durehob“ nannte, entstand ein Gasthof zum Unterstellen von Pferden und Wagen, eine Schmiede und andere, den Verkehrsbedürfnissen des Kreisfriedhofes dienende Gebäude. Das hatte zur Folge, dass der Verkehr von Osten nach Westen rückte, und der Name „Durehob“ immer mehr an Bedeutung gewann, das heisst, sich mehr einbürgerte. Der Name Walahesdorf verlor allmählich seinen Klang, und es wird angenommen, dass die am Walahesbach gelegenen Häuser vermutlich durch eine Ueberschwemmung etwa um die Zeit des Frankenkönigs Karl dem Grossen untergingen. Somit wäre also der Ortsname Dutenhofen eine Ableitung von dem „Durehob“, dem Totenhof, der gemeinsamen Begräbnisstätte der Hüttenberggemeinden.

Und nun ein kurzes Wort zu den Forschern, welche die Meinung vertraten, der Name Dutenhofen gehe zurück auf den Personennamen „Dudo“, also Hof des „Dudo“. Wie ich aus einem Buch der Geschichte

Nassaus, geschrieben von dem Professor Gehler feststellen konnte, hat am Ende des 11. Jahrhunderts auf der Burg Laurenburg im Unterlahnkreis ein Graf mit Namen Dudo gelebt, und dieser hat seine Besitztümer einem Brüderpaar aus dem Hause Nassau vermacht. Es ist aber nirgend eine Urkunde vorhanden, dass dieser Graf in hiesiger Gegend tätig war, und somit dürfte die Meinung alter Forscher, dass der Name Dutenhofen von dem Namen des Grafen Dudo abzuleiten sei, als hinfällig erscheinen.

Im Verlaufe des Mittelalters werden die Grafen von Solms, die Herren von Merenberg, die Ritter vom Kalsmunt, das deutsche Haus zu Marburg, die Herren von Buseck, das Altenberger und Schiffenberger Kloster, die Stadt Wetzlar und andere mit Rechten auf Lieferungen, Fronleistungen, Verkäufen und Schenkungen genannt. Politisch gehörte Dutenhofen zum Hüttenberg und teilt durch Jahrhunderte hindurch die Geschicke dieses Amtes, d.h. es gehörte zur Grafschaft Gleiberg und kommt durch Vererbung über die Merenberger an das Haus Nassau und 1815 mit den übrigen Teilen des Kreises Wetzlar an Preussen. Im Jahre 1703 wurde der gemeinschaftliche Hüttenberg geteilt:

Hessen erhielt: Pohlgöns, Kirchgöns, Langgöns, Leihgestern, Hausen, Annerod und Allendorf.

Nassau erhielt: Dutenhofen, Lützellinden, Hörnsheim, Hochelheim, Dornholzhausen, Niederkleen, Gross- und Klein Rechtenbach und Vollnkirchen.

Dass der Name Dutenhofen, mit einigen Ausnahmen in der Schreibweise ab dem 13. Jahrhundert in der vom ehemaligen „Durehob“ auf Dutenhofen abgeleiteten Form vorkam, mögen einige urkundliche Verkäufe und Schenkungen aus diesen Jahrhunderten bezeugen:

1293: Der Wetzlarer Bürger Henricus Anshelmi und seine Ehefrau Jutta verkaufen den Nonnen zu Schiffenberg 25 Morgen Ackerland bei Dutenhofen gegen 45 Mark-Pfennige. (Archiv Marburg)

1290: Der Schmied Hartrad von Dutenhofen und seine Ehefrau Berte verkaufen dem Wetzlarer Bürger Werner, genannt Sanne, und dessen Ehefrau Sanne einen Lins in Dutenhofen. (4.6.1290) (Akte Braunfels-Kloster Altenberg)

1246: Balduin, Probst zu Schiffenberg, verkauft mit Genehmigung der kanoniker, nonen und konversen Güter zu Dutenhofen an Gernando dicto de Dutenhofen. Wetzlar, 21.7.1246

1301: Die Nonnen vom Schiffenberg einigen sich mit Sibodo von Dutenhofen und dessen Ehefrau Gertrud. wegen eines Hofes zu Dutenhofen. 30.10.1301 (Archiv zu Marburg)

1305: Herr Hartrad von Merenberg, Probst zu Wetzlar, genehmigt einen Vertrag von Gütern zu Dutenhofen seitens des Hartradus dictus Mezirsmeit von Dutenhofen (Dudin hobin) an den Wetzlarer Bürger Eberhard, Sohn Eberhards von Hörnsheim. 28.6.1305. (Archiv Marburg)

1307: Ludewicus dictus Surekint und seine Ehefrau Heydewigis verkaufen der Wetzlarer Bürgerin Hildegundi, Witwe Beringeri de Wylemonstra ihren Hof zu Dutenhofen und alle ihre Güter daselbst, die 20 Joch Ackerland, ausmachen, gegen 34 ½ Markpfennige. 27.10.1307. (Lich, Arnsberger Archiv)

1318: Die Wetzlarer Bürger Conradus et Hillar, lenkina, Kinder der Eheleute Beringeri und Hildegundis, schenken zur Vergebung ihrer Sünden dem Kloster Arnsberg ihre Güter zu Dutenhofen. (20 .1.1324. Lich, Arnsberger Archiv.)

1339: Die Wetzlarer Bürgerin Mathilde, Witwe Wilmaani carnificis schenkt ihrem Enkel Henrici, Sohn des Henrici, genannt beim Sock, die Hälfte aller ihrer Güter in Dutenhofen. August 1339

1347: vermacht Conradus dictus Hane, Erzpriester in Wetzlar, alle seine Güter in Dutenhofen und Gemarkung der Kirche von Wetzlar.

Was die wirtschaftliche Entwicklung des Ortes betrifft, so muss dieselbe im ausgehenden Mittelalter eine besonders gute gewesen sein. Das beweist die grosse Anzahl sehr stattlicher Höfe an der Hauptstrasse, die als Durchgangsstrasse des Ost-, Westverkehrs anzusehen war. Stattliche Gasthöfe mit

reichlicher Unterkunftsmöglichkeit für Menschen und Gespanne zierten die Krongasse und die Heerstrasse, die über den Berg (Spitzenberg) nach Wetzlar führte. Da ja noch keine Bahn die Verbindung zwischen den grösseren Städten und Handelsplätzen herstellte, mussten die Händler mit ihren Kramwagen per Achse ihres Weges ziehen, was oft Tage und Wochen dauerte. Dasselbe galt auch für die Viehhändler, die ihre

Tiere oft auf beschwerliche Weise den Bestimmungsorten zuführen mussten. So wundert es uns nicht, wenn bis zur Inbetriebnahme der Eisenbahn (1860 wurde mit dem Bau begonnen) in Dutenhofen 8 Gastwirtschaften den durchziehenden Fuhrwerken und Viehhändlern Aufnahme und Uebernachtungsmöglichkeiten boten. Wenn die Schlafstätten für die Begleiter der Wagen und der Viehtreiber auch primitiv gewesen sein mögen, so legte man doch grösseren Wert darauf, die Zugpferde und das Vieh in geborgenen Ställen zu wissen. Oft soll es vorgekommen sein, dass aus diesem oder jenem Grunde am Morgen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Parteien vorgekommen seien, die manchmal sogar in Schlägereien ausarteten. Nun die einzelnen Gasthäuser:

1. „Gasthaus zur Krone“ im Haus Nr: 44 in der heutigen Lindengasse, jetzt Nr: 4. Letzter Wirt hiess Johann Georg Agel
2. „Gasthaus zum goldenen Stern“ in Haus Nr: 45/46 in der Grohgasse, letzter Besitzer Wilhelm Hels, heute Neubau der Sparkasse. Der letzte Wirt schrieb sich Hildebrand.
3. „Gasthaus um goldenen Löwen“ in N: 42, jetzt Wetzlarer Strasse 4. Der letzte Wirt schrieb sich Gumbel.
4. „Gasthaus zum Adler“ in Haus Nr: 80, jetzt Giessener Strasse Nr: 1. Besitzer Karl Hahn. Der letzte Wirt schrieb sich Weber.
5. „Gasthaus zum goldenen Hirsch“ in Nr: 87, jetzt Wetzlarer Strasse Nr: 1, Bäckerei Engel. Der letzte Wirt schrieb sich Gumbel.
6. „Gasthaus zum grünen Baum“ in Hs.Nr: 173, jetzt Wetzlarerstr. Nr: 2. Der letzte Wirt schrieb sich Loh.
7. „Gasthaus zum weissen Hirsch“ in Nr: 168, jetzt Wetzlarerstr. Nr: 12. Der letzte Wirt schrieb sich Grumbach.
8. „Gasthaus zur Reichskrone“ in Hs. Nr: 117, jetzt Wetzlarerstr. 9. Der letzte Wirt schrieb sich Weller.

Diese Gasthäuser entbehrten jedoch der modernen Einrichtungen, wie sie die Wirtschaften von heute haben. Ein Ausschankbüffet wird man darin vergeblich gesucht haben. Ueberwiegend war eine grosse Gaststube vorhanden, in der neben den Gästen auch noch die Hausbewohner Platz nahmen. Sonderbar ist es, dass sich von diesen 8 Gastwirtschaften nur das „Gasthaus zum Adler“ bis heute behauptet hat, alle anderen sind eingegangen, d.h., sie wurden stolze Bauerngehöfte, die aber durch Erbteilung u.s.w. dies heute auch nicht mehr sind.

Wie gross des Dorfes Wohlstand war, kann man daraus ersehen, dass es bereits im Jahre 1654, also erst 6 Jahre nach Beendigung des verheerenden dreissigjährigen Krieges, soviel Kraft besass, sich eine neue Kirche an die Stelle der alten zu bauen. Wer einmal Gelegenheit hat, den mächtigen Turm in seinem Inneren zu besichtigen, wird erstaunt sein über die Fülle von Holz, alles Balken von Eichenholz, die zum Teil ganz grob behauen sind.

(Bemerkung: Alle weitere Angaben über die Entwicklung und Ereignisse im Dorfe sind auf Seite 12 eingetragen.)

15. Gedächtnisblatt

der Toten beim Uebersetzen über die Lahn am 12. Juli 1871.

Von den Zeitgenossen, welche jenes traurige Ereignis beim Uebersetzen des Fährkahnens über die Lahn zur Zeit der Heuernte am 12.7.1871 miterlebten, kann niemand mehr berichten, denn alle sind tot. Auch sind die Gräber der 7 Opfer nicht mehr vorhanden. Darum sollen in der Gemeindechronik ihre Namen für spätere Geschlechter festgehalten werden.

1. Katharine Weber, Tochter von Johann Georg Weber, geb. 25.4.1852, 19 Jahre - 2 Monate – 17 Tage alt.
2. Anna Maria Müller, Tochter von Johannes Müller, geb. 9. Mai 1852, 19 Jahre – 2 Monate – 3 Tage alt.
3. Anna Maria Weber, geb. Hels, Ehefrau des Johannes Weber, geb. 31. Dezember 1832, 38 Jahre – 6 Monate – 12 Tage alt.
4. Anna Maria Schäfer, Tochter von Ludwig Schäfer, geb. 2. Februar 1857, 14 Jahre – 5 Monate – 10 Tage alt.
5. Johannes Weber, Ehemann der Anna Maria, geb. Müller, geb. 6. September 1839, 31 Jahre – 10 Monate – 6 Tage alt.
6. Luise Agel, Tochter des verst. Johannes Agel, geb. 22. Juni 1852, 18 Jahre – 11 Monate – 20 Tage alt.
7. Luise Hepp, Tochter des Johann Georg Hepp, geb. 1. April 1848, 23 Jahre – 3 Monate – 12 Tage alt.

Wie aus dem Sterberegister von 1871 ersichtlich, wurden die Toten unter Nr: 1-6 am 15. Juli beerdigt, während das siebte Opfer erst am 17. Juli bestattet werden konnte, da man die Leiche erst am 16.7. fand.

Dieses traurige Ereignis mag wohl auch überwiegend dazu beigetragen haben, dass man Pläne zum Bau einer Lahnbrücke schmiedete, mit deren Bau im April 1895 begonnen wurde, und die dann am 29.6.1896 feierlichst eingeweiht wurde, wobei man auch der Toten vom 12. Juli 1871 durch Schmücken der Gräber gedachte.

16. Namentliches Verzeichnis der Pfarrer

der Kirchengemeinde D u t e n h o f e n

Bemerkung: Vom Jahre 1705 an versehen die Pfarrer von Dutenhofen auch den Pfarrdienst in Münchholzhausen.

1.	1561	N. Orth
2.	1561	Luk. Koch
3.	1561	Joh. Koch
4.	1566	Joh. Pommeranus
5.	1582	Just. Feuerbach
6.	1584	M. Konrad Feuerbach
7.	1629	M. Just. Textor
8.	1635	Joh. Phil. Textor
9.	1635	J. Caspar Mercator
10.	1635 – 44	unbesetzt wegen der Pest
11.	1644	M. Chrph. Esther
12.	1647	Ludwig Herr
13.	1661	Sim. Weitershausen
14.	1718	Tobias Weitershausen
15.	1759	R. H. Weitershausen
16.	1785	J. Fri. Stein
17.	1814	Georg Anton Blum
18.	1828	Peter Christoph Lauer
19.	1832	Christian Gottfried Höhne
20.	1868	Karl Moritz Engels
21.	1885	Arthur Geibel
22.	1920	J. P. Rhld Alb. Przygode
23.	1925	Lic. Karl Friedrich Müller
24.	1937	Or. Wetklo
25.	1946	Rudi Weber

26.*	1977	Friedhelm Stubbe (ab 1980 nur noch für Dutenhofen zuständig)
27.*	1990	Hans-Dieter Dörr (nur für die Gemeinde Dutenhofen zuständig)
28.*	2013	Michael Philipp (ab Februar 2013 pfarramtliche Verbindung mit Münchholzhausen)

Die Jahreszahlen geben jeweils den Dienstantritt an.

(*Anmerkung: Diese Daten sind im Januar 2013 eingefügt worden)

17. Vom Seifengraben

Spätere Generationen werden einmal fragen, warum der Weg zu dem Mehrzweckgebäude den Namen „Zum Seifengraben“ trägt, da doch von einem Graben nichts mehr zu sehen ist. Dem Gemeindevorstand, insbesondere Herrn Bürgermeister B ü r g e r, muss dafür Dank gesagt werden, dass sie auch nach Einebnen des Seifengrabens bei der schon vorher eingeführten Strassenbezeichnung „Zum Seifengraben“ geblieben sind, zur Erinnerung an die uralte Geländebezeichnung „Zum Seifengraben“.

Von diesem ehemaligen Seifengraben will ich hier kurz einiges niederschreiben:

Eine Erklärung des Namens kann ich nicht geben. Auf jeden Fall ist nicht anzunehmen, dass er mit Seife oder der Tätigkeit eines Seifensieders etwas zu tun hat. Wohl könnte man vermuten, dass der Name eine Ableitung von Seitengraben sein könnte, denn dieser tiefe Graben lag an der Westseite des Dorfes und rundete es nach hier ab. Es war ein langgestreckter tiefer Graben, der vielleicht durch Gletscherbewegung oder Auswaschung entstanden war und sich einst von den Hausgärten der Hausbesitzer an der Wetzlarerstrasse (Friedrich Mehl, Maria Wiltraud, August Weber und Metzger Volk) bis etwa 100 m. vor der Einmündung in die Garbenheimerstrasse hinzog. Da der damalige, an der Zigarrenfabrik Klingspor, heute Rinn u. Cloos gehörend, vorbeiführende Feldweg sehr schmal war, so dass sich kaum zwei Gespanne begegnen konnten, begann man schon etwa 1907 mit der Verbreiterung desselben durch die Ablagerung von Schutt und anfallenden Erdmassen. Doch zu dieser Zeit war der Seifengraben noch das unangetastete Kind der Natur. Zu beiden Seiten wurde der Graben eingerahmt von zum Teil steilen Seitenhängen, auf denen zahlreiche Hecken und Bäume wuchsen. Die Hecken wurden von vielen Singvögeln bewohnt, die hier sehr günstige Brutstätten fanden und die vorübergehenden Menschen durch ihren Gesang erfreuten. Unter den Obstbäumen befanden sich nur wenige mit edlerem Obst, überwiegend waren es wildwachsende Bäume mit sauren Früchten. Im Sommer trieb die Gänsehirtin die zu Hunderten zählende Gänseherde oft dorthin, denn ausser dem kärglichen Graswuchse gab es daselbst auch Wasser, weil eine Quelle ihr frisches Wasser durch die Schlucht talwärts fließen liess. So konnte es nicht ausbleiben, dass das Wasser im Winter zu Eis gefror und eine vorzügliche Eisbahn bildete. Fiel dann noch Schnee darauf, so war die herrlichste Schlittenbahn fertig, und die Dorfjugend tummelte sich hier beim Wintersport. Da es damals noch keine Rodelschlitten, sondern nur die niedrigen Kastenschlitten gab, ging manches Seitenbrett in Brüche, wenn die Schlitten über Klippen und Mulden dahinsausten.

Doch sollte dieses romantische Teilstück unserer Heimatflur mit seinen Eigenarten bald umgeformt werden. Als nach dem ersten Weltkriege eine sehr rege Bautätigkeit einsetzte, gab die Gemeindevertretung ihre Zustimmung, dass die bei der Kelleraushebung der Neubauten anfallende Erde in den Seifengraben gefahren werden durfte. Auch der in den Haushaltungen anfallende Müll, insbesondere ausgediente Eimer, Kannen, Wannen u.s.w. wanderten in den Seifengraben. Die Zuschüttung von Süden nach Norden schritt schnell voran, und zwischen 1950 -60 wurden auf dem neugewonnenen Boden schon rechtsseitig der Friedenstrasse Häuser erbaut. (Wohnhaus Gorchs und Heier) Alsbald begann man auch mit der Zuschüttung von Westen und Osten, um eine Verbindung des neuen Ortsteiles „Kronberg“ und „Sudetenstrasse“ mit der Dorfmitte über den Seifengraben herzustellen. Durch den Ausbau vieler Dorfstrassen und Erdaushub bei den vielen Neubauten gab es Material zur Aufschüttung genug, und auch die seit einigen Jahren eingeführte Müllabfuhr hat auch ihr Teil zugesteuert. Nunmehr ist der Seifengraben zugeschüttet, die modern ausgebaute Strasse durchquert ihn, obgleich noch eine kleine Mulde der neuen Strasse direkt über dem ehemaligen Graben infolge der Ueberwindung des Höhenunterschiedes des anschliessenden Kronberges noch ein letztes Erinnerungsmal des

einstigen Grabens bildet. So möge denn die Strassenbezeichnung „Zum Seifengraben“ spätere Geschlechter an den einst so romantischen Seifengraben erinnern.

18. Die katholische Kirche in Dutenhofen

Dutenhofen (eab). Die Gemeinde Dutenhofen wächst seit über zwölf Jahren unaufhörlich. In dieser Zeit wurden rund 150 neue Wohnhäuser gebaut. Das entspricht einem durchschnittlichen Jahreszuwachs von zwölf Wohngebäuden. Jeder fünfte Bauherr in Dutenhofen kommt von außerhalb der Gemeinde, so daß die Wachstumsgemeinde auch eine ständige Zuwanderung verzeichnen kann. Dies ist das vielleicht erstaunliche Fazit einer Statistik, die Bürgermeister Wilhelm Loh in seiner zwölfjährigen Amtszeit aufstellte.



Am Ortsausgang nach Münchholzhausen ist eine neue katholische Kirche erstanden, die den rund 600 Katholiken von Dutenhofen bald als Gotteshaus dienen wird. Die Einweihung der Kirche steht unmittelbar bevor.

Eingeweiht am 16. Mai 1965

Seit der Aufnahme der im Jahre 1946 aus dem Sudetenlande und den Ostgebieten vertriebenen Deutschen stellte die evangl. Kirchengemeinde den Heimatvertriebenen, die überwiegend katholischen Glaubens waren, ihre Kirche zu ihren Gottesdiensten unentgeltlich zur Verfügung. Auch die kath. Neubürger von Münchholzhausen fanden sich zu den hiesigen Gottesdiensten ein. Das Bedürfnis, ein eigenes Gotteshaus zu besitzen, wurde seit Jahren angestrebt. Nach dem Grunderwerb konnte endlich das erstrebte Vorhaben verwirklicht werden, und so wurde am 16. Mai 1965 das neue Gotteshaus geweiht und seiner Bestimmung übergeben.

19. Dem Andenken verdienter Bürger

Das Jahr 1966 wird in der Verwaltungsgeschichte der Gemeinde Dutenhofen wohl für alle Zeiten als ein Jahr harter Schläge bezüglich des Verlustes befähigter Mitarbeiter im Verwaltungsdienst anzusehen sein. Unerbittlich raffte der Tod den Bürgermeister, einen Beigeordneten, einen Verwaltungsangestellten und den Leiter der Volksschule dahin.

1. **Bürgermeister Wilhelm L o h**

Bürgermeister Wilhelm Loh war geboren am 27.1.1904 und wurde ab 1.7.1952 ehrenamtlicher Bürgermeister der Gemeinde Dutenhofen. Im Jahre 1960 wurde er für die Dauer von 12 Jahren zum hauptamtlichen Bürgermeister gewählt und übernahm damit auch die Rechte und Pflichten der Ortspolizeibehörde. Er war ein Sohn der hiesigen Gemeinde und kannte daher die örtlichen Verhältnisse genau. Während seiner Amtstätigkeit hat er rastlos an der sozialen und wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung der Gemeinde gewirkt. Die Behebung der Wohnungsnot sah er als eine der vordringlichsten Aufgaben an, und so bewirkte er die Erschliessung des „Köppels“ als Baugelände, desgl. des „Kronberges“ und des „Zielhauses“. Da diese Baugebiete innerhalb weniger Jahre restlos mit Neubauten versehen waren, musste an den Erweiterungsbau der Wasserleitung, der Kanalisation und des Strassenbaues gedacht werden, was zu seiner Amtszeit auch geschah. Auch der im Jahre 1955 vollzogene Anbau an die hiesige Schule und der Bau des Kindergartens im Jahre 1960 waren grössere Bauobjekte während seiner Amtszeit. Dazu kommt noch die Planung des Mehrzweckgebäudes und die in Rohbaustellung desselben, jedoch hat er dessen Einweihung nicht mehr erlebt. Eine schleichende Krankheit, die im Jahre 1965 ihre Boten vorausschickte, zwang ihn des öfteren zur Dienstunterbrechung, aber immer wieder raffte er sich auf, seines Amtes zu walten, damit das Rad der Verwaltung in seinen normalen Bahnen laufen sollte. Ab Juni 1965 jedoch verschlimmerte sich sein Krankheitszustand derart, dass er seinen Dienst nicht mehr ausüben konnte, und der Beigeordnete, Herr Anton Dotzauer, übernahm seine Vertretung und führte auch die Verwaltungsgeschäfte bis zum Tode von Herrn Bürgermeister Loh und darüber hinaus bis zur Neuwahl eines neuen Bürgermeisters. Manchen Arzt zog Herr Loh zu Rate, und auch Kuraufenthalte brachten keine Besserung des Leidens. Zuletzt setzte er seine Hoffnung auf eine Heilung in der Klinik zu Giessen, doch auch alle ärztliche Kunst daselbst vermochte dem Tod den Zutritt nicht zu verwehren, und so ist er am 1.4.1966 verstorben. Bei der am 6.4. stattgefundenen Beerdigung umsäumten Hunderte von Gemeindegliedern sein Grab, und aus den Ansprachen der Sprecher der zahlreichen Organisationen, denen er angehörte, vernahm man anerkennende Worte über die charakterliche Haltung des Dahingeschiedenen und über die Würdigung seiner Leistungen innerhalb der Gemeinde, durch die er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.



2. **Beigeordneter Anton D o t z a u e r**

Als am 25. Juni 1966 das Mehrzweckgebäude feierlich seiner Bestimmung übergeben wurde, war es der Beigeordnete und stellvertretende Bürgermeister, Herr Anton Dotzauer, in dessen Hand der ganze Ablauf der Feier lag. Ueber ein Jahr hatte er die Amtsgeschäfte des erkrankten Bürgermeisters geführt, und die Gemeinde hatte ihm für vieles, was er geleistet hatte, zu danken. Als er bei der Einweihung des Mehrzweckgebäudes vor dem Portal desselben stand, und seine Ansprache hielt, dabei auch des verstorbenen Bürgermeisters Loh gedachte, hat wohl niemand von den Anwesenden gedacht, dass er diesem alsbald im Tode nachfolgen würde. Kaum war er durch die Einsetzung des neuen Bürgermeis-

ters, Herrn Bürger, ab 1. Juli, seiner Amtstätigkeit entbunden, ereilte ihn auf einem Spaziergang in den hiesigen Wald am 14. September der Tod. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein schnelles Ende bereitet. Die ganze Gemeinde trauerte um diesen verwaltungserfahrenen, freundlichen und angesehenen Mann, dies bewies die grosse Beteiligung der Gemeindeglieder bei seiner Beerdigung. Herr Dotzauer war Heimatvertriebener aus dem Sudetenland, im Berufsleben Verwaltungsoberinspektor, und 71 Jahre alt, als er starb. Wohl alle hätten ihm noch einen langen sonnigen Lebensabend gewünscht.



3. Verwaltungsangestellter Wilhelm L o h

Herr Wilhelm Loh war geboren am 27.6.1915 und ein Sohn unserer Gemeinde. Schwer verwundet kehrte er aus dem letzten Kriege zu seiner Familie zurück und fand ab 1.12.1945 Anstellung bei der hiesigen Gemeindeverwaltung, in der er fast 20 Jahre wirken konnte. Da er mit den örtlichen Verhältnissen gut vertraut war und auch durch seine frühere Tätigkeit bei einem Juristen die Verwaltungsangelegenheiten für ihn kein Neuland waren, hatte der Bürgermeister an ihm eine gute Stütze und Kraft. Durch sein zuvorkommendes Wesen und oft auch heitere Art, die er im gegebenen Falle zur Anwendung brachte, gewann er sich das Vertrauen der Bürger, die in mancherlei Dingen auf dem Amte vorstellig wurden und von ihm mit Rat und Tat bedient wurden. Oftmals musste er seinen Dienst unterbrechen, denn eine Virusgrippe und Viruslungenentzündung, zu denen sich später noch ein Herzleiden gesellte, warfen ihn oft aufs Krankenbett. Nach vorübergehender Besserung seines Leidens nahm er immer wieder seinen Dienst auf. Seit 3.4.1966 verschlimmerte sich sein Leiden derart, dass er beruflich ganz aussetzen musste. Ein längerer Klinikaufenthalt brachte keine Besserung seiner Krankheit, und nachdem er einige Wochen unter der liebevollen Pflege seiner Gattin zu Hause verweilen konnte, musste er in ein Spezialkrankenhaus für Herzranke in Bad Nauheim eingeliefert werden. Doch auch hier vermochte alle ärztliche Kunst keine Heilung mehr herbeizuführen, und am 4. 10. 66 ist er dselbst verstorben. Unter grosser Beteiligung der Gemeinde wurde er zu Grabe getragen. Er hinterliess seine Gattin und zwei Kinder, seinen alten Vater, der in diesem Jahre seinen 85. Geburtstag erleben durfte, und 4 Schwestern.



4. Herr Rektor Heinrich Sonneborn

Am 24.4.1966 verstarb der langjährige Leiter der hiesigen Volksschule, Herr Rektor Heinrich Sonneborn. Am 1.4.1938 wurde er von Alpenrod (Westerwald) kommend, als Hauptlehrer nach hier versetzt. In den vielen Jahren seiner hiesigen Lehrertätigkeit hat er vielen jungen Menschen das Rüstzeug für das Leben mitgegeben, und alle werden es bestätigen, dass er ein befähigter Schulmann war, der mit reichem Wissen und Können ausgerüstet, auch pädagogisch und methodisch seine Schularbeit in die rechten Bahnen lenkte. Das war auch der Schulverwaltung bekannt, und so war es für ihn wohl eine würdigende Anerkennung seiner Arbeit, dass man ihn, inzwischen zum Rektor ernannt, monatelang mit der Führung der Amtsgeschäfte der verwaisten Schulratsstelle in Wetzlar beauftragte. Auch war er Mitglied der Prüfungskommission für das 2. Examen der Junglehrer und Lehrerinnen. Im Leben niemals ernstlich krank, fing er im Spätsommer 1965 an über Unwohlsein zu klagen, aber niemand konnte ahnen, dass dies das Vorzeichen einer zum Tode führenden Krankheit sei. Eine in Giesener Klinik vollzogene Lungenoperation konnte der tückischen Krankheit (Krebs) keinen Einhalt mehr bieten, und so ist er am 24.4.66 zu Hause verstorben. Eine grosse Trauergemeinde versammelte sich an seinem Grabe, und in vielen Nachrufen wurde seiner in Würdigung und Dank gedacht. Den wohlverdienten Ruhestand, der ihm ein Jahr später beschieden gewesen wäre, konnte er nicht mehr erleben, obwohl ihm dies alle Bürger der Gemeinde und die Lehrerschaft des Kreises von Herzen gewünscht hätten. Er hinterliess seine Gattin und zwei verheiratete Kinder.



20. Wie die Technik den heimatlichen landwirtschaftlichen Betrieb veränderte (Wie Dutenhofen ein Schlepperdorf wurde.)

Die technisierte Zeit, in der wir heute leben, schafft auf allen Gebieten Veränderungen und Wandlungen, von denen die Menschen vor Jahrzehnten noch nicht einmal träumten. Von den Aenderungen, die sich in den letzten Jahren im landwirtschaftlichen Betriebe ergeben haben, möchte ich einiges Niederschreiben:

Ich gehe zu diesem Zwecke zurück in die Zeit vor dem I. Weltkriege und vor der Zusammenlegung der Grundstücke zu größeren Parzellen (Konsolidierung) die 1915 abgeschlossen war. Damals wurden die Aecker noch nach dem System der Fruchtwechselwirtschaft bebaut d.h. in einem Teil der Gemarkung wurde die Winterfrucht (Korn und Weizen), im anderen die Sommerfrucht (Hafer und Gerste) und im dritten Teil die Hackfrucht (Kartoffeln u. Gemüse) angebaut. Die Landwirte hatten in den einzelnen Gemarkungsteilen zahlreiche, meist kleinere Aecker, und da das Wegenetz in der Feldmark noch sehr dürftig war, d.h., daß nicht jedes Grundstück an einem Feldwege lag, musste bei der Aussaat und Ernte oft das Grundstück eines Nachbarn oder Anliegers benutzt werden, um auf das eigene Grundstück zu kommen. Im allgemeinen fand sich jeder Landwirt mit diesem Zustand ab, obwohl es ab und zu auch zu Streitigkeiten kam, wenn einer rücksichtslos gehandelt hatte. In unserer Gemeinde gab es damals noch viele Bauern, die von den Einkünften ihrer Landwirtschaft lebten, obwohl ja aus vielen Häusern Glieder der Familie an der Bahn beschäftigt waren oder im Baugewerbe oder in den Industriebetrieben Wetzlars. Durch diesen zusätzlichen Barverdienst herrschte in vielen Häusern ein allgemeiner Wohlstand. Es gingen zur damaligen Zeit über 20 Pferde in der Landwirtschaft, dazu zahlreiche Ochsen- und Kuhgespanne. Dorfschmied und Wagner (Stellmacher) arbeiteten Hand in Hand, denn sie hatten reichlich Arbeit mit der Anfertigung und Instandsetzung von Wagen, Pflügen, Eggen und dem Beschlagen der Pferde. Bedingt durch die Tatsache, dass die Aussaat und Ernte im Wechsel der Fruchtwechselwirtschaft in ganz bestimmten Gemarkungsteilen durchgeführt wurde, und andererseits durch die zahlreichen kleineren Grundstücke, konnte man beinahe von einem nachbarlichen Verhältnis der Bauersleute reden. Das hatte zur Folge, dass bei der Arbeit auf den Aeckern es oft nicht an guter Unterhaltung der Nachbarn fehlte und die Dorfneuigkeiten auch hier ein Verbreitungsfeld hatten. Lätete die 10-Uhr Glocke, dann nahm mancher Bauersmann sein Käpplein ab, faltete seine Hände und betete ein Vaterunser. Das Läuten der 10-Uhr Glocke war auch das Zeichen zum Frühstück. Für die Zugtiere, soweit es Ochsen oder Kühe, also Wiederkäuer waren, bedeutete die Frühstückspause ihres Herrn auch für sie eine Erholungspause, denn nun konnten sie das am Morgen aufgenommene Futter wiederkauen, was der Landmann gerne sah. Während dieser Zeit ging der Bauersmann zu seinem Nachbarn, oder dieser kam zu ihm, und auf dem Kringel des Pfluges sassen sie friedlich beieinander, verzehrten ihr Brot und sprachen über dieses oder jenes. So war es vor dem Ausbruch des I. Weltkrieges.

Wenn nun in den Jahren nach dem 1. Weltkriege durch die Einführung zahlreicher landwirtschaftlicher Maschinen, wie Grasmäher, Heuwender u.s.w. für die Bauern mancherlei Erleichterung geschaffen wurde, so steht dies in keinem Verhältnis zu dem, was sich durch die Einführung des Schleppers, auch Traktor und Bulldozer (amerikanische Bezeichnung für Zugmaschine) genannt, an einer Umstellung des landwirtschaftlichen Betriebes vollzogen hat. Heute zählt man in der Gemeinde über 90 Schlepper, und nur noch 3 oder 4 Kuhgespanne wagen sich ängstlich auf die Landstrasse, denn sie werden als Hindernisse des Verkehrs angeprangert, und mancher Autofahrer beehrt sie gerade nicht mit guten Wünschen.

Es ergibt sich aus dieser Tatsache die Frage: Wie ist es dazu gekommen, dass die Landwirtschaft heute motorisiert ist? Auf diese Frage möchte ich folgende Antwort geben: Durch die stetige Erbteilung wurde der Grundbesitz der Erbnehmer immer kleiner, und der Ertrag des Bodens reichte zur Ernährung der Familie und zur Bestreitung der anderen Ausgaben nicht mehr aus. Die Folge davon war, dass nicht allein der Familienvater, sondern auch die erwachsenen Kinder einem Berufe nachgehen mussten, um Geld für den Lebensunterhalt zu verdienen. Durch diese berufliche Inanspruchnahme war die Zeit zum Bebauen der Aecker knapp bemessen. Nun kam diesem Umstand der Schlepper zur Hilfe. Die Technik konstruierte also eine Maschine, die in der Landwirtschaft vielfach verwendbar ist, d.h. dass sie durch das Anbringen der verschiedensten Geräte in der Lage ist, alle anfallenden Arbeiten

in der Landwirtschaft zu erledigen. Mit dem Mähwerk werden in kurzer Zeit die Wiesen abgemäht, ein zwei- oder gar vierschartiger Pflug wird von dem Schlepper gezogen und leistet damit schnelle Arbeit, Egge und Kartoffelroder werden seinen Kräften auch anvertraut. Das Heimholen des Grünfutters für das Vieh ist wesentlich erleichtert, denn mit dem Mähwerk wird es abgemäht und dann auf den Wagen geladen. Das Fahren des Düngers, ob Mist oder Jauche, nimmt nur noch kurze Zeit in Anspruch. Man könnte beinahe sagen, dass diese Arbeit noch beflügelt wird, wenn ein mechanischer Mistlader das schnelle Aufladen des Mistes vollbringt, und eine Motorjauchepumpe in wenigen Minuten das grösste Jauchefass füllt.

Zu jedem Schlepper gehören nun gummibereifte, kugelgelagerte Fahrzeuge. Die alten Bauernwagen, ob Kasten- oder Erntewagen, die jahrhundertlang treue Gehilfen des Bauern waren, haben ausgedient, denn sie können, da sie ja keine kugelgelagerte Räder haben, das schnelle Fahrtempo nicht mitmachen, auch sind sie zu starr gebaut, und die eisenbeschlagenen Räder sind auch unbrauchbar. Manche fristen noch in einem wenig gebrauchten Abstellraum ihr Dasein, andere wurden in ihre Holz- und Eisenteile zerlegt, das Holz dann Brenn zwecken zugeführt und das Eisen dem Althändler verkauft, und noch andere, deren Besitzer keine Zeit oder Lust zum Zerlegen, besser gesagt, zum Kaputtmachen des Wagens hatten, brachten diese auf den Müllplatz, wo man Wagen, Eggen und Pflüge vorfindet. Die Anschaffung eines Schleppers mit den dazugehörigen Geräten und Fahrzeugen kostet natürlich viel Geld. Die Gesamtkosten richten sich nach der PS = Stärke des Motors, dessen Alleinpreis sich schon zwischen 8 - 15 000 und noch mehr Mark belaufen kann. Dazu kommen nun noch die Kosten für Pflug, Mähwerk, Egge und Wagen.

In letzter Zeit haben sich grössere Bauern Schlepper angeschafft, die durch Zapfwellenantrieb Selbstladewagen und Miststreuer in Betrieb setzen.

Es erhebt sich nun die Frage: Ist die kostspielige Anschaffung eines Schleppers mit allen zugehörigen Dingen für den Eigentümer rentabel? Diese Frage möchte ich wie folgt beantworten: Für den Landwirt, der eben nur Landwirt ist, und einen solchen Grundbesitz hat, dass er von dem Ertrag leben kann, ist der Schlepper in Anbetracht der Anwendung aller modernen landwirtschaftlichen Maschinen und des Mangels an landwirtschaftlichen Hilfskräften, heute unentbehrlich geworden, also rentabel. Anders ist es bei dem Klein- oder Feierabendbauer. Hier kann von einer Rentabilität, gesehen von der Warte des grossen Kapitalaufwandes, keine Rede mehr sein. Jahrelang musste zur Bereitstellung der Finanzen gespart werden, oder es musste ein Kapital geliehen werden, das im Laufe der Jahre wieder abgetragen werden musste. Wir leben nun einmal im Zeitalter des „Tempos“ oder der Eile, und wenn der Kleinbauer „mitkommen“ wollte, musste er sich für die Anschaffung eines Schleppers entscheiden, ob er das Geld dafür schon bereitliegen hatte oder nicht. Der Kleinbauer bringt also ein finanzielles Opfer mit dem sich noch eine ideale, oder anders gesagt, ehrenvolle Verpflichtung paart, denn er will den von den Eltern ererbten Boden nicht brach liegen lassen, sondern er soll seiner naturgemässen Bestimmung weiter dienen, also Erträge zur Ernährung von Menschen und Tieren abwerfen. Würde der Feierabendbauer dieses Opfer nicht bringen, so würden bestimmt heute grosse Ländereien brach liegen, denn es wird heute in der Industrie und im Baugewerbe, im Zeitabschnitt des „Wirtschaftswunders“, soviel Geld verdient, dass dieser auch ohne seine Einkünfte aus der kleinen Landwirtschaft leben könnte. Nur steht dahinter die Frage: Wird es immer so bleiben?

Die Einführung des Schleppers im bäuerlichen Betrieb hat auch sonst noch manche Wandlung mit sich gebracht. Die Gemeinden werden gezwungen ihre Feldwege in einen festeren Zustand zu bringen, denn die Räder der Schlepper verlangen einen festen Boden. Weiterhin hat der Schlepper das ehrenvolle Handwerk des Dorfschmiedes und des Wagners(Stellmachers) schwer in Mitleidenschaft gezogen. Ehemals arbeiten beide Hand in Hand. Und heute? Der Wagner baut keine neuen Wagen mehr, Wagenräder, Eggen und Pflüge braucht er nicht mehr zu reparieren, sein Handwerk wird aussterben, es hat keine Zukunft mehr. Auch in der Werkstatt des Schmiedes ist es anders geworden. Das Beschlagen neuer Wagen fällt aus, Eggen und Pflüge werden nicht mehr geschärft, Pferde nur noch selten beschlagen. Trotzdem wird der Schmied nicht arbeitslos, weil er es verstanden hat, sich umzustellen. Er baut heute auch gummibereifte Wagen, verkauft und repariert Maschinen und verlegt sich im-

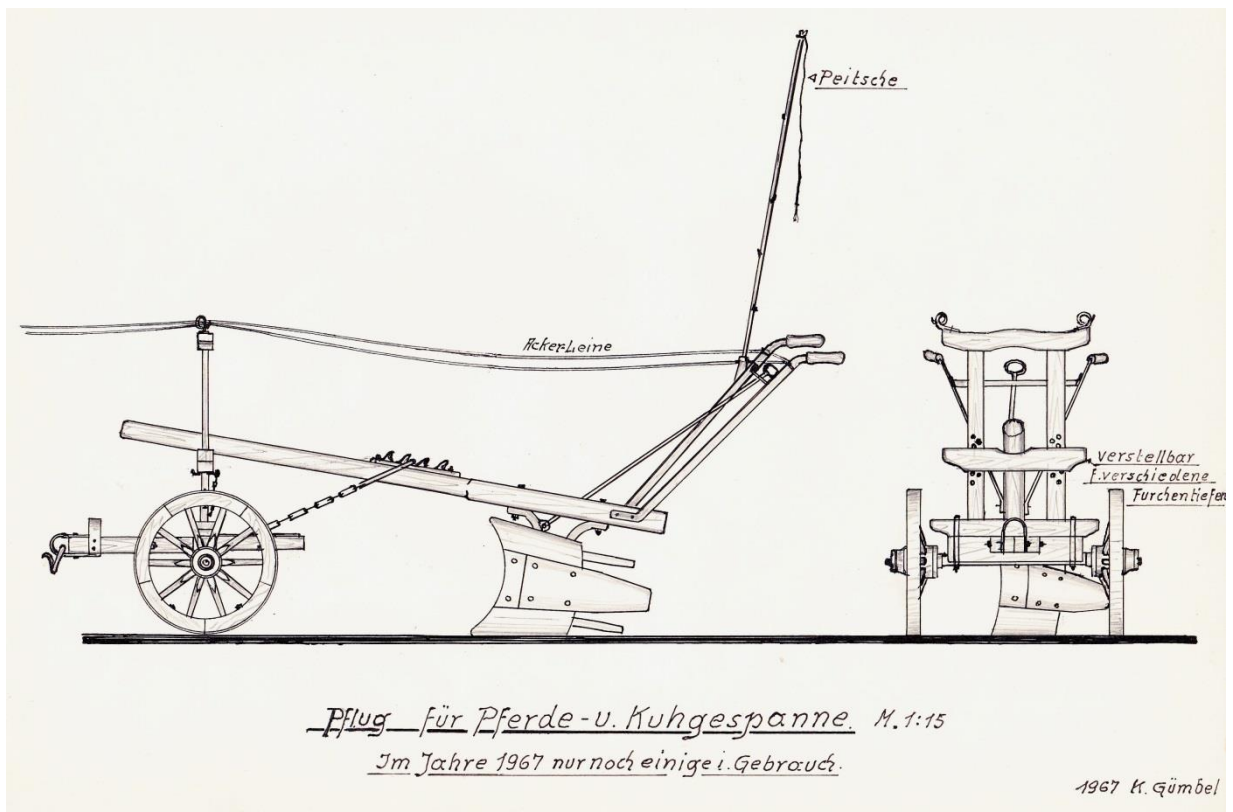
mermehr auf die Anfertigung von Balkon- und Treppengeländern und dergleichen Dinge mehr. Er wird also auch schon Schlosser.

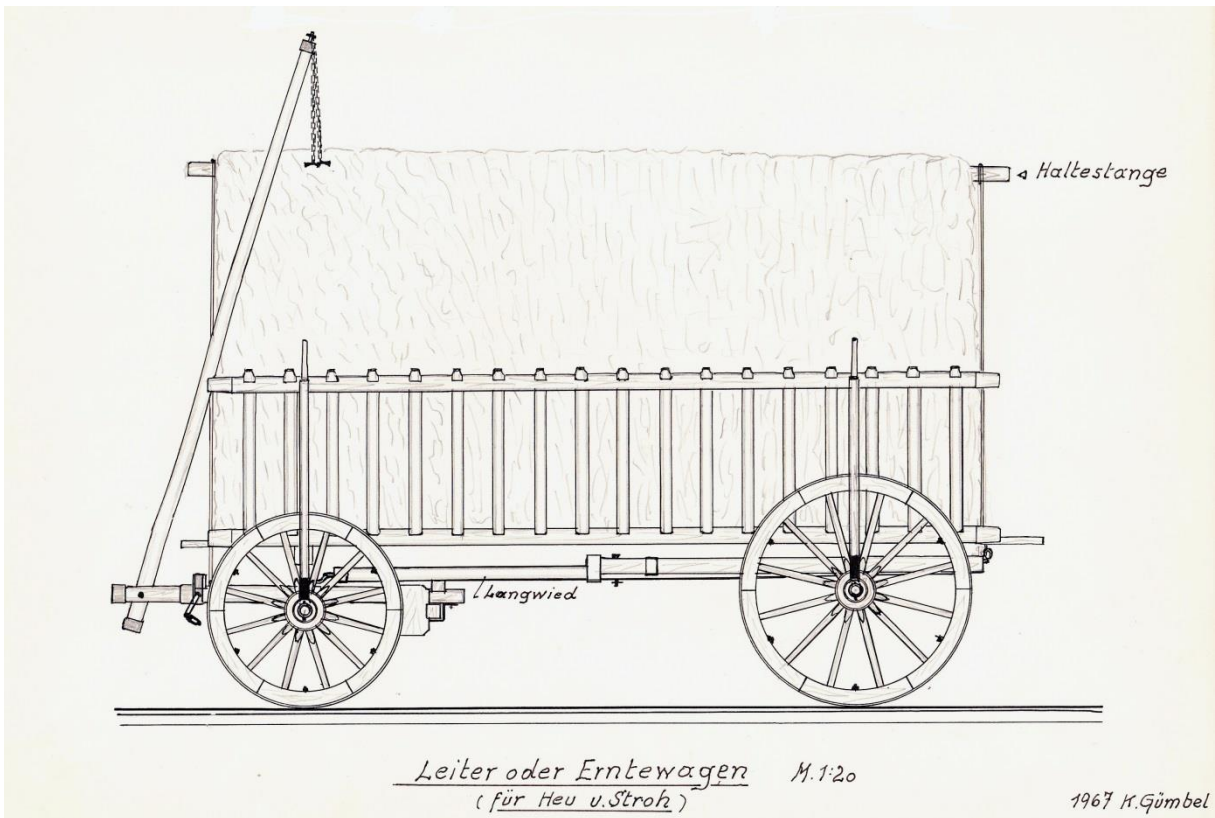
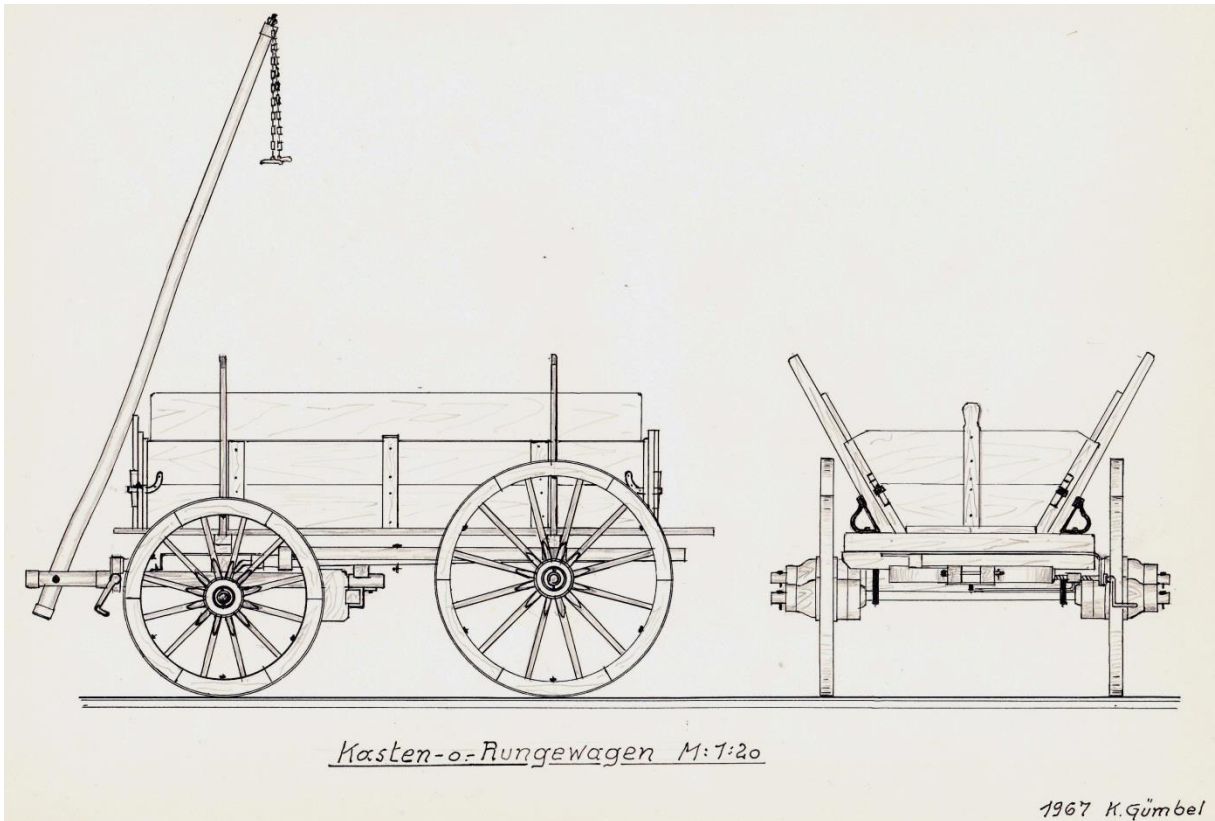
Der letzte Wagner oder Stellmacher war Herr Adolf Mehl, Bergstrasse 2.

So ändern sich die Zeiten!

Meinem Artikel füge ich eine Zeichnung von einem Pflug, einem Kasten- und einem Erntewagen (Leiterwagen) bei.

Geschrieben im Herbst 1967







Im Jahre 1968 gab es in der Gemeinde Dutenhofen noch zwei Kuhgespanne, alle anderen Landwirte und Feierabendbauern haben sich einen Traktor zugelegt. Obiges Bild zeigt eins der letzten Kuhgespanne und zwar gehört es Herrn Karl A gel, wohnhaft in der Grabenstrasse 14.

21. Dutenhofen erhält ein neues Löschfahrzeug

Der 7. Januar 1967 war für die Männer der Freiwilligen Feuerwehr von Dutenhofen ein grosser Tag, denn an diesem Tage wurde ihr der Wagenschlüssel für ein neues Feuerwehr-Löschfahrzeug von Bürgermeister Bürger überreicht. Zu dieser Feierstunde hatten sich die Männer der Wehr in feierlicher Formation vor dem neuen Fahrzeug aufgestellt. Weiterhin konnte Bürgermeister Bürger auch Mitglieder des Gemeindevorstandes, der Gemeindevertretung und den Kreisbrandinspektor Heinrich Keul begrüßen. In seiner Ansprache betonte der Bürgermeister, dass die fortschreitende Technik auch auf dem Gebiete des Löschwesens sehr viele Neuerungen geschaffen habe, und man müsse sich der Zeit anpassen. Insbesondere, wenn es um den Schutz der Allgemeinheit gehe, dürfe man sich den Neuerungen nicht verschliessen, auch wenn sie viel Geld kosteten. Bisher sei die Gemeinde im Brandfalle auf ein aus dem Jahre 1943 stammendes Löschgruppenfahrzeug angewiesen gewesen, das den heutigen Anforderungen kaum mehr genüge. Nach langer Beratung habe sich das Gemeindeparlament für die Anschaffung des modernen „M e r c e d e s – Wagen“ mit Vorbaupumpe und Seitenbeladung entschieden. Der Preis dieses Löschfahrzeuges beträgt 32 600 DM. Mit diesem modernen Löschfahrzeug sei nun der Feuerschutz für die Gemeinde voll gewährleistet, doch hoffe man, dass die Feuerwehrmänner mit ihrem Fahrzeug zum Kampf gegen den „Roten Hahn“ nicht eingesetzt werden müssen.

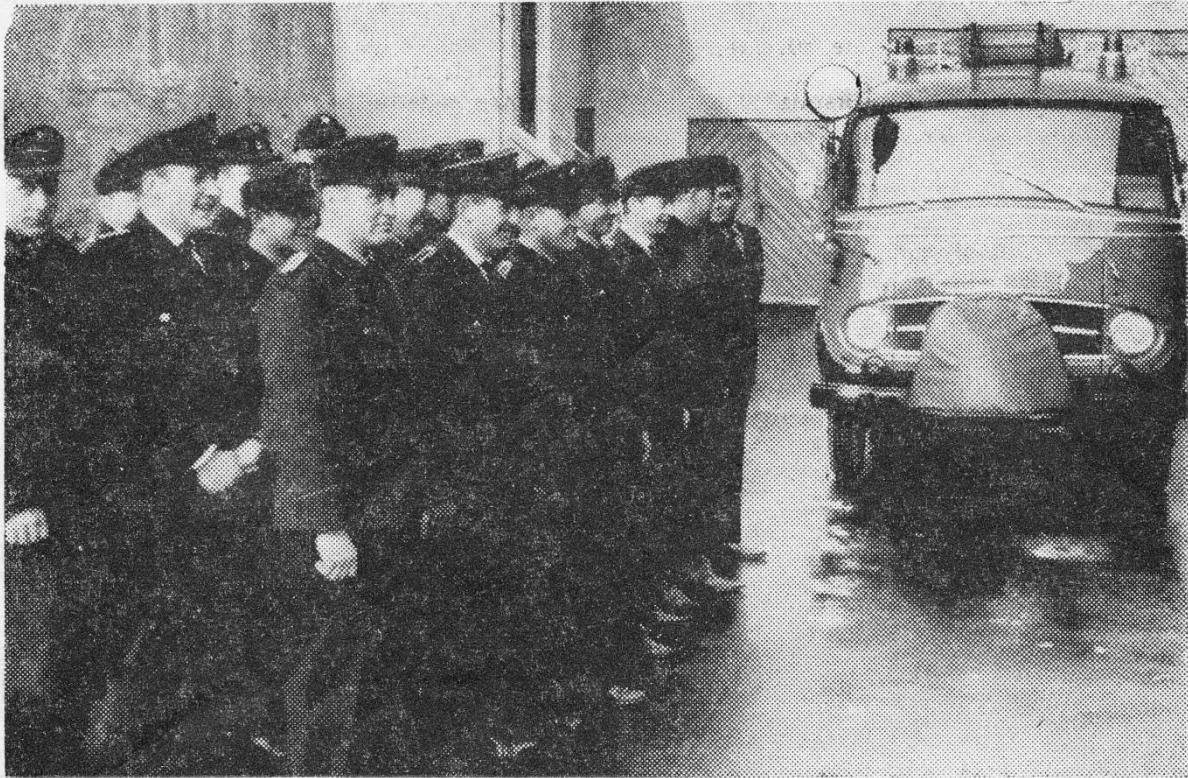
Kreisbrandinspektor Keul gratulierte der Freiwilligen Feuerwehr auch im Namen der anderen Wehren im Kreise Wetzlar zu dem neuen Fahrzeug. Nur dann könnte dieses moderne, technisch hervorragend konstruierte Fahrzeug dem Element des Feuers Einhalt gebieten, wenn es Männer gäbe, die bereit seien, Gesundheit und Leben zum Schutze des Nächsten einzusetzen. Damit die Einsatzfähigkeit des Fahrzeuges zu jeder Stunde gewährleistet sei, machte er auf einen ministeriellen Erlass aufmerksam, der da besagt, dass zum Aufladen der Batterien und zur verkehrstechnischen Sicherheit allmonatlich eine Strecke von etwa 50 km zu fahren sei, obwohl es Menschen gebe, die diese Fahrt als Fahrt ins

„Grüne“ oder „Sportfahrt“ beurteilen würden. Zum Schlusse dankte er den Männern für ihre bisher geleistete Arbeit in Feuerlöschwesen.

Im Kampf gegen den „roten Hahn“:

Feuerwehr „gerüstet und gewappnet“

Dutenhofen erhielt modernes Löschfahrzeug mit Vorbaupumpe



Die Wehrmänner von Dutenhofen vor ihrem neuen Löschfahrzeug.

22. Einiges aus der Geschichte des “Rat- und Backhauses”

Wer von der Bahn kommend die Dorfstrasse, jetzt Bahnhofstrasse genannt, hinauf geht, blickt unwillkürlich auf die einstige Metropole des Dorfes, das „Rathaus“, so war auf dem an der Nordseite des Gebäudes angebrachten Schilde zu lesen. Erbaut wurde es im Jahre 1867, feierte also mit der Inbetriebnahme des renovierten Backraumes am 1.4.1967 sein 100 = jähriges Jubiläum. Ursprünglich befanden sich im Erdgeschoss dieses Hauses zwei Backräume, die bis vor Jahren ausgiebig von den Bewohnern des Dorfes zum Backen von Brot und Kuchen benötigt wurden. Im Obergeschoss, also über den Backräumen war ein grösserer Raum, fast ein kleiner Saal, ausgestattet mit einem grossen Tisch, etwa ein Dutzend Stühlen und zahlreichen langen Bänken. In diesem Raume versammelte sich der Gemeinderat und hielt seine Beratungen und fasste seine Beschlüsse, weiter wurden hier die Steuer-gelder erhoben, die gesetzlichen Impfungen der Kinder durchgeführt, sowie öffentliche Versteigerungen, Verpachtungen u.s.w. abgehalten, kurzum, es war somit die Metropole dörflichen Geschehens. Neben diesem Grossen Raum waren noch zwei kleinere Räume vorhanden, von denen der eine als Aufbewahrungsraum von Akten diente, und der andere war eine Arrestzelle, in welche Landstreicher und anderes Gesindel über Nacht eingesperrt wurden.

Dies änderte sich im Jahre 1938, denn da zog die Gemeindeverwaltung in das Obergeschoss ein. Der grosse Raum wurde in 2 Zimmer aufgeteilt. Das eine Zimmer wurde das Dienstzimmer des Bürgermeisters und das andere das Arbeitszimmer des Gemeindepersonals. Die Arrestzelle verschwand ebenfalls und diente als Aktenkammer. So war das „Rat- und Backhaus“ von 1934 bis 1966 auch zugleich das Verwaltungsgebäude der Gemeinde. Jedoch änderte sich dies wiederum, als die Gemeindeverwaltung im Sommer 1966 in das nunmehr fertiggestellte Mehrzweckgebäude umsiedelte. Was sollte nun mit den freigewordenen Räumen werden? Das war die Frage, mit denen sich die Gemeinderäte ernstlich befassten. Nach langem „Hin und Her“ beschloss man, diese zu einer Wohnung auszubauen was unter erheblichen Kosten auch geschah. Da ein grosser Teil der Dorfbewohner davon abgekommen war, sein Brot selbst zu backen, stellte man fest, dass ein Backraum für die Zukunft ausreichen würde, die Möglichkeit des Brotbackens zu geben. Durch eine Umfrage bei den Backinteressenten wurde nun der an der Dorfstrasse gelegene, hellere Raum für die Zukunft als Backraum bestimmt, und die Gemeindeverwaltung liess es sich etwas kosten, diesen Raum modern und sauber herzurichten. Der andere Backraum, in dem der Ofen verblieben ist, wurde den Mietern als Kellerraum zugewiesen. So wurde denn dieser renovierte Backraum am 11.4.67 seiner Bestimmung übergeben. Herr Bürgermeister Bürger begrüßte die erschienenen Frauen und gab einen Ueberblick über das, was getan wurde und bat, den neuen Raum würdig und sachgemäss zu behandeln, und dann bat er den Gemeindediener, Herrn Richard Friedrich, nun die erste Verlosung im neuen Backhaus vorzunehmen.



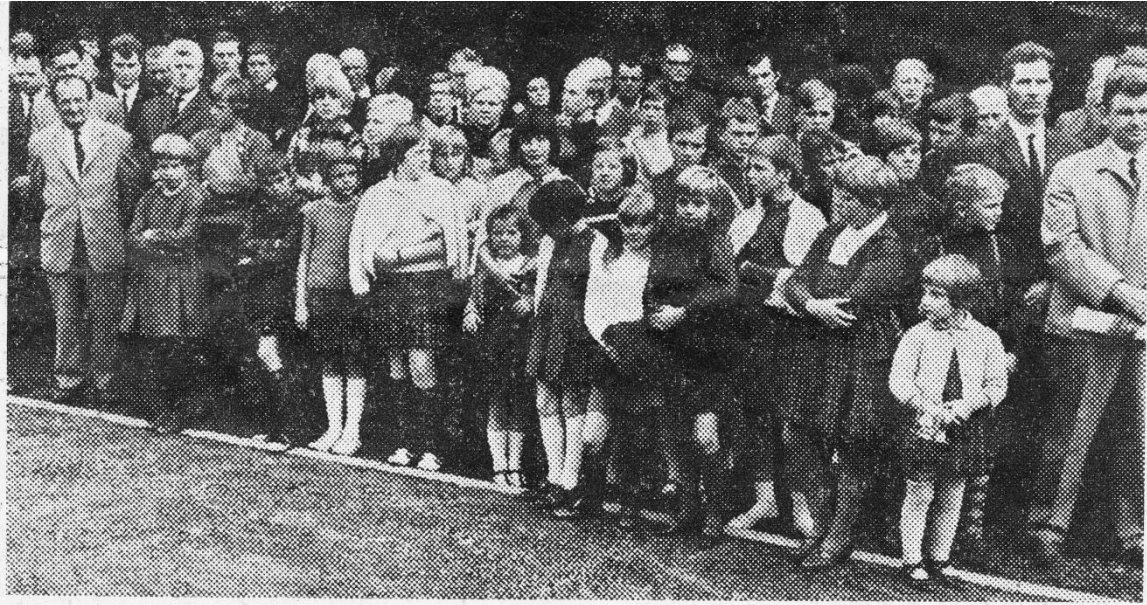
23. Die Bestimmungsübergabe des Sportlerheimes.

War die Uebergabe des Löschfahrzeuges an die freiwillige Feuerwehr für diese ein grosser, bedeutungsvoller Tag, so bildete die Bestimmungsübergabe des Sportlerheimes einen Höhepunkt im Vereinsleben des Turn- und Sportvereins (T S V) Dutenhofen. Dies geschah in einer Feierstunde am 16.9.1967, zu der sich eine grosse Teilnehmerzahl eingefunden hatte. Der Spielmannszug des T S V geleitete die beiden örtlichen Gesangvereine, die Mitglieder des Turn- u. Sportvereins und viele Ortseinwohner mit schneidiger Marschmusik in den Stehbach, woselbst alle vor dem neuerstandenen Bauwerk Aufstellung nahmen. Der Bau des Sportler-

heimes war zur dringenden Notwendigkeit geworden, da es den Sportlern kaum mehr länger zumutbar war, ohne Umkleidekabinen und sonstige notwendigen hygienischen Einrichtungen auszukommen. So wurde schon im Oktober 1964 der Bau in Erwägung gezogen, jedoch wurden die im Januar 1965 eingereichten Pläne von der Übungsstättenberatungsstelle in Wiesbaden abgelehnt. Der Vorstand des Vereins liess sich jedoch nicht entmutigen, und er erreichte mit der Eingabe eines 3. Planes im Juni 1965 sein Ziel, nämlich die Erlaubnis zum Bau des Hauses und der Gewährung von Beihilfen. Der Vereinsvorsitzende des T S V, Herr Wilfried Kraft, begrüßte alle Erschienenen, darunter den 1. Kreisbeigeordneten Erich Büscher, den Pressewart und Vertreter des Bezirksspielwartes im Hessischen Handball-Verband, Albert Luh, den Vertreter des Kreisspielwartes, Helmut Schäfer, und den Vizepräsidenten des über-sachlichen Sportkreises, H. Keiner sowie den Bürgermeister und Gemeindevorstand von Dutenhofen.

Er gab einen Bericht über das Werden des Heimes und betonte dabei besonders, dass er die Ehre habe, ein Bauwerk seiner Bestimmung zu übergeben, das überwiegend geschaffen wurde vom Gemeinschaftsgeist der Eigenhilfe in 5 400 freiwilligen Arbeitsstunden. Die Baukosten in Höhe von 94 000 DM werden aufgebracht von der Gemeinde mit 8 000 DM, dem Kreis mit 9 400 DM, dem Landessportbund mit 10 000 DM und der Zuweisung des Hessischen Innenministeriums aus dem Rot-Weissen Programm mit 30 000 DM. Der Rest muss vom Verein aufgebracht werden. Die Gesangvereine trugen je 2 Lieder vor, und dazwischen fanden dann die bereits erwähnten Vertreter Gelegenheit, ihre Glückwünsche vorzutragen und auf die Notwendigkeit der körperlichen Ertüchtigung der Jugend hinzuweisen. Alle rühmten die vortreffliche Einrichtung des Gebäudes, das einen grösseren Versammlungsraum, ein Vorstandszimmer, sanitäre Anlagen, Umkleidekabinen, einen Geräteraum und einen Schiedsrichter-raum aufweist. Geschenke in Form von Plaketten und Bargeld wurden dem Vorsitzenden auch übergeben. Bürgermeister Bürger unterstrich in seiner Ansprache den Idealismus des gesamten Vereins, durch den es nur möglich geworden wäre, dieses Haus zu errichten, und er gab der Hoffnung Ausdruck, dass mit der Inbetriebnahme des Sportlerheimes sogar der Grundstein für ein künftiges Sportzentrum gelegt werden könnte, was jedoch noch in weiter Ferne stehe. Das Erinnerungsgeschenk an diesen denkwürdigen Tag von Seiten der Gemeinde bildete ein Bücherschrank, der im Vorstandszimmer seinen Platz finden soll. Auch der Turnverein von Münchholzhausen hatte einen Vertreter entsandt, der die Glückwünsche des Nachbarvereins übermittelte. Nachdem der Ehrenvorsitzende, Herr August Schäfer, Worte des Dankes und der Freude zu diesem Höhepunkt im Leben des Turn- und Sportvereins gesprochen hatte, fasste er alle seine Wünsche in dem Satze zusammen: „Möge dieses Haus der Jugend zum Nutzen sein.“

Nach der Beendigung des Gratulantenreigens dankte der 1. Vorsitzende allen Rednern für ihre Wünsche und Geschenke sowie den beiden Gesangvereinen für ihre Mitwirkung durch die Liedvorträge. Anschliessend wurde das Heim allen Anwesenden zur Besichtigung geöffnet.



Das halbe Dorf war auf den Beinen, um die Übergabefeier zu erleben.

Dutenhofen (hh). Als ein gediegenes, schmuckvolles und seinen Aufgaben voll entsprechendes Gebäude bezeichnete der 1. Kreisbeigeordnete Erich Büscher das neue Sportlerheim des Turn- und Sportvereins Dutenhofen, das nach kaum mehr als einjähriger Bauzeit in einer Feierstunde seiner Bestimmung übergeben wurde. Eine vielköpfige Besucherschar hatte sich am Sportgelände eingefunden, um Würdigungen, Anerkennungen, Glückwünsche und Grüße seitens verschiedener Vereinsvertreter und Kommunalpolitiker sowie die Übergabe des Heimes an den TSV zu erleben. Als rhythmischen Auftakt zur Einweihung des 94 000-Mark-Projektes servierte der Spielmansszug Marschmusik.

24. Die Wasserversorgung in unserer Gemeinde bis Jahre 1932

Ob wohl heute die Jugendlichen in unserer Gemeinde, wenn sie irgendwo den Wasserhahn aufdrehen, sich auch einmal darüber Gedanken machen, wie mühsam einstmals die Wasserversorgung für Mensch und Tier und andere Notwendigkeiten war, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls erachte ich es für notwendig, diesen jahrtausende alten Versorgungsvorgang mit Wasser aus Brunnen in der Form, wie er sich in unserem Dorfe abspielte, späteren Generationen zu übermitteln. Dass das Wasser eine Lebensnotwendigkeit ist, brauche ich wohl nicht besonders durch Beispiele zu erläutern. Dass es in der Erde seinen geheimnisvollen Lauf nimmt, beweisen ja die Quellen der Bäche und Flüsse. Ebenso bekannt dürfte auch das Wort „Brunnen“ sein, das ja schon in der Bibel erwähnt wird. Von diesen Brunnen in unserem Dorfe möchte ich einiges niederschreiben:

Nachbarschaftshilfe stand in früheren Jahren in einem hohen Kurs, und daraus ist es auch zu erklären, dass sich Nachbarn beiderseits der Strasse entschlossen, gemeinsam einen Brunnen zu graben. Dieser Brunnen musste für jeden Teilnehmer zu jeder Zeit zugänglich sein, und da gab es keinen besseren Platz zur Anlage eines Brunnens als einen freien Platz vor einem etwas zurückstehenden Hause. Deshalb wunderte es uns auch nicht, dass so viele Brunnen an den Seiten der Dorfstrasse oder auf einem freien Platze waren. Natürlich gab es auch Hauseigentümer, die innerhalb ihres Anwesens einen Brunnen ihr Eigentum nannten und in gutnachbarlichem Geiste es auch Nachbarn erlaubten, ohne Bezahlung daselbst ihr Wasser zu holen. Das Graben eines Brunnens war ein Unternehmen, bei dem Glück und Zufall eine grosse Rolle spielten. Dieses Glück war von zwei Faktoren abhängig: Erstens herrschte Ungewissheit

darüber, mit welchem Gestein man zu rechnen hatte, denn stiess man auf Felsen, so war die Arbeit mühsam und gefährlich. Der zweite, wohl entscheidendste Faktor war der, wird man auch auf eine Wasserader stossen? Dass man sich bei der Festlegung des Brunnenplatzes auch schon einer Wünschelrute bediente, ist mir nicht bekannt. Eine Wünschelrute ist ein stärkerer Weidenzweig, den man an beiden Enden fasst und in Kopfhöhe vor sich trägt. Schlägt die Rute bei langsamem Gehen aus, d.h. biegt sie sich nach unten, so ist dies eine Bestätigung, dass unter dem Träger der Rute Wasser ist. Allerdings muss hinzugefügt werden, dass nicht ein jeder Mensch geeignet ist, Wünschelrutengänger zu sein, denn ich habe dies selbst bestätigt gefunden bei Versuchen im Kreisobstmustergarten in Wetzlar, wo bei dem einen oder mehreren Trägern, die Rute jedesmal positiv ausschlug und bei anderen überhaupt nicht reagierte.

War der geeignete Platz zum Graben eines Brunnens festgelegt, dann begann man mit dem Graben. Der Brunnenschacht war kreisförmig mit einem Durchmesser von etwa 1,20 m. Solange man noch die anfallenden Erdmassen mit der kurzstieligen Schaufel nach oben werfen konnte, war die Sache einfach. Mit zunehmender Tiefe wurde dies nun umständlicher, schwieriger und gefahrvoller. Es wurde nun um den Schacht ein quadratischer Holzrahmen gelegt, etwa 1,50 m im Durchmesser, und auf zwei gegenüberliegenden Balken wurden zwei Pfosten, etwa 1,00 m hoch angebracht, die durch seitliche Streben in ihrer senkrechten Stellung abgesichert waren. Diese Pfosten standen in der Mitte der unteren Balken und hatten die Aufgabe, ein Wellrad, im Volksmund „Haspel“ genannt, zu tragen. Etwa in Höhe von 0,90 m wurde in jeden der senkrechten Pfosten ein schiefer Schlitz geschnitten, der zur Auflage der stabförmigen Eisen, die mit einer Kurbel, kurz „Leier“ genannt, endeten. Diese stabförmigen Eisen waren weit in das hölzerne Wellrad eingetrieben, damit die Welle jeder Belastung standhalten konnte. Um das Wellrad (Haspel) wickelte sich ein starkes Seil, das am einen Ende am Haspel befestigt war und am anderen Ende eine starke eiserne Klammer hatte, in welche der eiserne Bügel des Holzkübel, mit dem man die losgehackte Erdmassen nach oben zog, sich einhakte. Zum Graben eines Brunnens waren 3 starke Männer nötig, denn einer musste in die Tiefe und die Erdmassen loshacken und in den Förderkübel schaufeln, und die beiden anderen bedienten den Haspel, um den sich spiralförmig das Seil legte, und entleerten den oben angekommenen Kübel. In der Arbeit wechselten die 3 Männer sich natürlich ab. Gefährlich war die Arbeit insofern, dass bei einem Seilriss oder durch das Hinabfallen von Steinen der in der Tiefe arbeitende Mann verletzt oder gar erschlagen werden konnte. Auch das Einfahren in den Schacht barg schon eine Gefahr in sich, da der Arbeiter mittels des Kübels hinuntergelassen und auch wieder hochgezogen werden musste.

Hatte man Glück und traf bei etwa 10 – 12 m Tiefe eine Wasserader, die ausreichend Wasser lieferte, dann wurde das Brunnengrabengraben nicht so teuer, als wenn man 18 und noch mehr Meter tief graben musste, um einen ausreichenden Wasserstand zu erreichen. Manche Brunnen hatten einen Wasserstand von 5 – 8 Metern. Auch spielte bei allem die Bodenart eine wichtige Rolle.

War man mit dem Wasserstand zufrieden, so begann man mit der nächsten Arbeit, dem Ausmauern des Brunnens. Vor Beginn dieser Arbeit musste jedoch das inzwischen angesammelte Wasser wieder nach oben geschafft werden, denn sonst konnte man ja keinen Anfang bekommen. Das Ausmauern musste schnell geschehen, denn es war eine gefährliche Arbeit, und immer wieder muss alles daran gesetzt werden, wenigstens über den Wasserstand zu kommen. Ausmauern ist eigentlich nicht der richtige Name, besser bezeichnete man das Ausmauern mit dem Worte „Ausschlagen“, denn die Bruchsteine wurden ohne Mörtel kreisförmig aufgesetzt. In den letzten Jahren, da noch Brunnen gegraben wurden, ersetzte man das mühsame Bruchsteinmauerwerk durch grosse Betonrohre, die etwa 90 cm Durchmesser hatten und

mit Hilfe eines Flaschenzuges hinabgelassen wurden. Hatte man mit dem Ausschlagen des Brunnens die Erdoberfläche erreicht, so änderte sich nun die Form, denn man mauerte eine etwa 1 m hohe Brüstung in quadratform, die oben mit einem Basaltsteinrahmen oder Betonrahmen abgedeckt wurde. In zwei gegenüberliegende Randsteine wurden nun starke eiserne Stützen eingesetzt, welche das Wellrad (Haspel) zu tragen hatten. Das zum Hochziehen des Wassers benutzte Wellrad hatte nur eine Kurbel (Leier). Als Zugtau benutzte man ein Drahtseil, meistens aber eine Kette, an deren Ende ebenfalls eine eiserne Klammer war, in welche der Bügel des verzinkten Eimers eingehakt wurde. Kette oder Drahtseil waren an einen Ende am Haspel befestigt, und beim „Leiern“ wie die Leute sagten, wickelten sich Kette oder Seil spiralförmig um die hölzerne Welle. Aus hygienischen und Sicherheitsgründen war der Brunnenschacht mit einem Satteldach aus Holz abgesichert, desgleichen war die Rückwand mit Brettern verschalt, und nur die Seite, wo man den Eimer einhakte, also Wasser holte, war offen. In vielen Fällen hatte man hier aus gleichen Gründen wie oben, einen Klappdeckel aus Holz angebracht, der bei Benutzung des Brunnens aufgeklappt wurde. Oft kam es vor, dass infolge abgenutzter oder verrosteter Glieder der Kette, diese riss und Eimer mit Klammer und Kettenstück auf dem Boden des Brunnens landeten. Auch da wusste man sich zu helfen. Schnell wurde der „Bonnkrabbe“ herbeigeholt, an eine lange Leine gebunden und nun wurde nach den verlorenen Utensilien gefischt. Der „Bonnkrabbe“ war eine Verbindung von vielen eisernen Haken und Häkchen zu einem grossen Haken, und man hatte damit in den meisten Fällen Erfolg mit dem Fischen.

Bei vielen Brunnen wurde das Wasserholen durch das Aufstellen von Saugpumpen wesentlich erleichtert. Es gab Holz- und eiserne Pumpen, wie man sie kurzweg nannte. Die Holzpumpen wurden von Spezialpumpenmachern aus Eichenholz angefertigt und aufgestellt. Die einzelnen Pumpenstöcke, die in die Tiefe gelassen wurden, hatten eine Durchbohrung von etwa 8 cm, in welcher sich die eiserne Stange mit dem Klappenventil bewegte. Die Krönung der Holzpumpe war der oben aufgesetzte Pumpenstock, der als Verzierung eine Kappe mit einer Krone trug. Der Pumpenstock der eisernen Pumpen war aus einem Stück gegossen. Beide Pumpen hatten einen eisernen Schwengel, mit dessen Hilfe das innere Gestänge gehoben und gesenkt wurde. In den ersten Wochen konnte man das Wasser aus den Eichenpumpen nicht für Trinkzwecke verwenden, da es Lohe enthielt, also ganz dunkelbraun war. Die Versorgung eines Haushaltes mit Wasser, zumal wenn es noch ein Bauernhaushalt war, war umständlich und zeitraubend. Es musste ja nicht nur Wasser zum Kochen, Putzen und zur Versorgung des Viehes herbeigeschafft werden, sondern es gab auch Tage, wo ein grosser Wasserverbrauch eintrat, z.B. bei der grossen Wäsche, die alle 4 - 5 Wochen stattfand und an Schlachttagen u.s.w.. Wer dann einen weiten Weg zum Brunnen hatte, bekam beim Tragen der beiden Wassereimer doch mit der Zeit „lange Arme“. Im Winter war es oft kein Vergnügen, Wasser zu holen, denn oft war es so kalt, dass einem die Finger an der kalten, eisernen Leier haften blieben. Dazu kam noch, dass auch bei vorsichtigem Herbeiziehen des gefüllten Wassereimers immer etwas Wasser auf den Brunnenrand fiel, das dann schnell zu Eis fror, und die Gefahr des Hinfallens war gross.

Doch auch eine angenehme Seite des Wasserholens soll nicht unerwähnt bleiben. Oft trafen sich am Brunnen die benachbarten Frauen, und nun gab es ein lebhaftes Schwätzchen über die neuesten Dorfereignisse, und oftmals wurde bei dieser Gelegenheit auch der Küchensettel für das Mittagessen hier zusammengestellt.

Heute sind die Gemeinschaftsbrunnen, soweit sie an der öffentlichen Strasse waren, nicht mehr zu sehen. Das Brunnenhaus ist abgetragen, und eine Betondecke überspannt den Brunnen. Nur eine kleine, mit einer Platte abgedeckte Oeffnung ermöglicht noch das Hinablassen eines Schlauches zur Versorgung der Feuerspritze mit Wasser im Brandfalle. Andere wurden gänzlich zugeschüttet. Somit hat die zentrale Wasserversorgung auch hier ein Stück des alten

Dorfbildes beseitigt. Wer möchte wohl auch heute noch am Brunnen noch auf solch mühselige Art Wasser holen, wenn man doch nur noch den Wasserhahn aufzudrehen braucht. Und ausserdem hat heute jeder Bürger die Gewissheit, dass das aus der zentralen Wasserleitung entnommene Wasser hygienisch einwandfrei ist, da es ja unter behördlicher, medizinischer Ueberwachung steht.

